Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind**

Nummer 14 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark. Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | **3. April 1908**

An unsere Leser!

Am 1. April begann das **vierte Quartal** des **„Morgen"**. Sein Wirken und Wollen liegt nun Jedem offen, und die stetig wachsende Zahl der Leser berechtigt uns zu der Hoffnung, daß er am 1. Juli eine Zahl von Abonnenten zählen wird, wie sie nach Ablauf eines Jahres wohl kaum eine deutsche Zeitschrift bisher aufzuweisen hatte, die sich jeder Spekulation, jeder Konzession an die Masseninstinkte fern gehalten hat und sich, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ausschließlich an die Intellektuellen wandte und wendet.

Der „Morgen" wird, wie bisher, in politischen Fragen keiner Partei dienstbar sein, wie hier, auch auf allen anderen Gebieten weiterhin Keinem das Wort wehren, der etwas zu sagen hat; und bemüht sein, auch jungen Talenten die Wege zu ebnen.

Mehr noch als bisher werden wir für gute Dichtung Sorge tragen. In diesem Hefte beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten erzählenden Werkes von **Hans von Kahlenberg**, dem sich zunächst ein Roman von **Bernard Shaw** und eine dramatische Arbeit von **Emmy Destinn** (dem Mitglied der Berliner Oper) anschließen werden.

Auch mit den **Vorträgen**, die, wie wir versprachen, in diesem Jahre auch außerhalb Berlins gehalten werden, fahren wir fort. Den nächsten Vortrag wird am 25. April Professor **Georg Brandes** aus Kopenhagen über **Frank Wedekind** halten. Die Vorträge sind für die Abonnenten des „Morgen" unentgeltlich.

Die bisherigen ständigen Mitarbeiter: **Julius Bab, Hermann Bahr, Herman Bang, Otto Julius Bierbaum, Björnson, Wilhelm Bölsche, Georg Brandes, General von Bredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, L. M. Goldberger, Gurlitt, Willi Handl, Carl Hauptmann, Willy Hellpach, Arthur Holitscher, Karl Jentsch, Paul Laband, Karl Lamprecht, Max Liebermann, Thomas Mann, Richard Muther, Hans Rosenhagen, Felix Salten, Richard Schaukal, Karl Scheffler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Bernard Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Frank Wedekind, Wolzogen** werden auch fernerhin dem „Morgen" erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen" erscheinen.

Der Verlag. **Die Redaktion.**

Wissenschaftliche Ehren.

Nach dem Ausspruch des weisen alten Hesiod ist die Hälfte mehr als das Ganze; und ebenso ist die Einzahl nicht selten mehr wert als die Mehrzahl. Trotz aller Skepsis der Nietzsche und der Sudermann bleibt die Ehre ein unschätzbares Gut; aber die Ehren sind höchstens schätzbar. Karl Stieler hat sogar gesungen:

Das soll ein jeder wissen,
Der keklich um Ehren wirbt —
Es gibt gar viel der Ehren,
Bei denen die Ehr' verdirbt!

Aber auch wo der Plural nicht gar so verfänglich ist, kann er mit dem Singular oft keinen Vergleich aushalten: Ehre ist, grammatisch gesprochen, ein Singulare tantum.

Zwar nicht in jedem Sinne: es gibt doch eine Mehrzahl von „Ehre". Denn nicht nur jede Person hat ihre eigene, auch jeder Stand, jeder Beruf. Diese Relativität des Ehrbegriffs ist ja in unserer Zeit bis zur Uebertreibung betont worden. Denn schließlich geht dieser Begriff doch überall auf dieselbe Grundanschauung zurück: überall holt er die Eigenschaft heraus, ohne die der Stand nicht bestehen könnte.

Der militärische Ehrbegriff ist auf die Tapferkeit gegründet. Wer sich feige gezeigt hat, ist unter Offizieren unmöglich; denn auf den Mut vor allem muß es im Heere ankommen. Die kaufmännische Ehre hat ihren Kernpunkt in der Zuverlässigkeit: Handel und Wandel können nicht gedeihen, wenn auf das gegebene Wort nicht auch da gebaut werden kann, wo kein Gesetz zu schützen vermag. Deshalb sind jene neueren Gesetzesbestimmungen, die den unsoliden Spekulanten vermittels des „Differenzeinwands" vor den Folgen seiner Unsolidität schützen, gerade von den soliden Kaufleuten als unsittlich empfunden worden. Wer sich nicht an sein Wort hält, geht seiner kaufmännischen Ehre verlustig; und wer diesen Kreisen näher steht, wird wissen, daß zur Erhaltung dieser Ehre nicht geringere Opfer gebracht werden als für die des Soldaten. Die wissenschaftliche Ehre beruht auf der Wahrhaftigkeit. Wissenschaftliche Arbeit soll kein Streben nach Ehre oder Gewinn in erster Linie leiten, sondern das Streben nach Wahrheit. Wer durch falsche Angaben, durch Verschweigen wichtiger Tatsachen, durch unehrliche Darstellung oder auch nur durch eine zur Täuschung geeignete Anordnung diese Seele der wissenschaftlichen Tätigkeit verletzt, der sollte seiner Gelehrtenehre verlustig gehen.

Sollte — denn leider ist die Energie, mit der diese Grundsätze durchgeführt werden, in den verschiedenen Ständen ungleich. Die strenge Organisation des Offizierkorps schneidet mit fast automatischer Sicherheit jedem Mitglied, das sich gegen den Ehrbegriff des Standes vergangen hat, die weitere Existenz in seiner Mitte ab. Schwächer hält schon die Kaufmannschaft zusammen; aber soviel Korpsgeist besitzt doch auch sie, um den Ehrlosen die ganze Schwere seiner Verfehlung fühlen zu lassen. Die Gelehrten

aber halten viel mehr auf Individualität als auf Organisation; sie ermangeln nur zu leicht des Korpsgeistes auch in seiner wohltätigen Form — man denke etwa an die Demonstrationen für Althoff, als dieser gewiß verdiente Beamte gegen das Prinzip, daß Beförderungen nur aus wissenschaftlichen Gründen erfolgen sollen, arg gesündigt hatte. Ferner aber: sie sind geneigt, andere wichtige Eigenschaften des Gelehrten so hoch anzuschlagen, daß sie die wichtigste vergessen. Tiefe Gedanken, umfangreiches Wissen, geistreiche Einfälle, wirksame Polemik für die eigene Meinung lassen nicht gar selten einen Mangel an strenger Wahrhaftigkeit — im wissenschaftlichen, nicht im allgemein menschlichen Sinne — verzeihen, der doch schlimmer ist als Oberflächlichkeit, Ignoranz oder Schwäche. Nur der entlarvte Plagiater pflegt die wissenschaftliche Ehre einzubüßen — und selbst hierin zeigen sich neuerdings laxere Anschauungen.

Wenn man es aber mit der wissenschaftlichen Ehre im Singular leichter nimmt als früher, so scheint man dafür auf die wissenschaftlichen Ehren im Plural immer mehr Gewicht zu legen. Ehrenpromotionen, Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften, Gratulationsurkunden gehören jetzt, wenigstens für ältere Ordinarien an größeren Hochschulen, fast so unvermeidlich zur Bekleidung, wie Orden und Titel für Beamte in höheren Rangstufen. Womit der Ordenssegen und das Titelglück für die Professoren nicht ausgeschlossen ist. Paulsen in seinem Buch über die deutschen Universitäten hat vielmehr gezeigt, welche Rolle heute auch diese außerwissenschaftlichen Ehren in Gelehrtenkreisen spielen.

Aber diese Ehrenbezeugungen gehen nicht von akademischen Kreisen aus; sie berühren uns deshalb nicht. Ob der Rektor einer preußischen Hochschule den Rang eines Majors hat oder — wie nach des Kaisers Wort der Chefredakteur einer amerikanischen Zeitung — den eines kommandierenden Generals, das ist eine Frage für sich. Wie aber verleihen unsere gelehrten Korporationen die Ehren, die nur sie verleihen können?

Man kann nicht verlangen, daß es schlechtweg nur nach dem Verdienst geschieht. Es menschelt überall; und das größte Verdienst ist für die Zeitgenossen nicht immer erkennbar. Eben erst haben wir an dem Bakteriologen Schaudinn einen traurigen Fall der Verkennung durch die offiziellen Ruhmspender erlebt; und bei Robert Mayer oder Semmelweis kam die Rehabilitation nicht einmal so rasch nach dem Tode des Verkannten! Solches Uebersehen ist oft entschuldbar, und eine unrichtige Abstufung der Verdienste ist vollends unvermeidlich, weil jede Zeit bestimmte Arbeitsmethoden, bestimmte Tendenzen einseitig wertet. In der Epoche der Naturphilosophie galt exakte Einzelarbeit wenig, heute unterschätzt man das geistige Durcharbeiten des Materials. Mit solchen Fehlerquellen beim Belohnen muß gerechnet werden. Andererseits wird man ruhig anerkennen können, daß überwiegend wirklich die Absicht herrscht, gerecht zu richten. Aber sie wird durch zwei bedenkliche Moden gekreuzt.

Die eine ist die unerfreuliche Neigung, sich außerakademischen Kreisen durch akademische Ehrenbezeugungen freundlich zu erweisen. Kein Jubiläum einer Hochschule geht vorbei, ohne daß Minister, Dezernenten, Baumeister, Stifter zu Ehrendoktoren befördert werden. Die Universität, sagt man, hat kein anderes Mittel, sich dankbar zu bezeigen oder auch wohl (was man nicht sagt), dem Betrieb — nicht den Personen — weitere Gunst zu sichern. Nun, so mache sie Gebrauch von dem Recht der Undankbarkeit! Ist denn aber wirklich zu einer so besonderen Dankbarkeit Grund, wenn Minister, Dezernent und Baumeister ihre Pflicht einigermaßen getan haben? Ja, wenn sie aus eigener Initiative wesentlich mehr als dies geleistet haben! Das aber fordert doch schon niemand mehr. Es ist eine bloße Formsache geworden, wie ein Nekrolog; wie jeder verstorbene Beamte ein Muster von Tüchtigkeit und Pflichttreue heißt, so ist jeder Geheimrat um die Hochschule hervorragend verdient. Glückseliges Deutschland! Kultusminister, die weder lesen noch sprechen können, werden über Wilhelm v. Humboldt geehrt, und Ministerialräte, die widerwillig etwas Geld bewilligt haben, mit der höchsten Ehre gefeiert, die die deutsche Universität vergeben kann!

Diese Entwertung des Ehrendoktors wird durch einen andern Umstand gesteigert. Früher sah man doch auf einen gewissen Zusammenhang zwischen den (jedesmal unvergleichlichen) Verdiensten und dem Prädikate. Daß der Minister Falk von einer theologischen oder v. Goßler von einer medizinischen Fakultät honoris causa promoviert wurde (ich weiß jetzt nicht, ob es geschehen ist), war berechtigt. Heut fragt man nur: „welchen hat er noch nicht?“ und an dem Frack mit blausammetnem Umschlag hängen in Kürze alle vier Ehrendoktoren!

Doch beschränkt sich dies Verschleudern nicht auf die Beamten. Eine andere Kategorie von Ehrendoktoranden sind die Verlagsbuchhändler. Wer kann die Auszeichnung auch mehr verdienen als ein Verleger, der mit eigenem Gedanken und wirklichen Opfern die Wissenschaft gefördert hat? Der Leiter der Weidmannschen Buchhandlung oder manches anderen, mit Recht berühmten Verlages verdient den Titel sicher mehr als mancher Ministerialdirektor, Konsistorial- oder Oberlandesgerichtspräsident. Nun aber ist auch dies schon zum Kompliment geworden: eine kleine Fakultät macht einem kleinen Verleger ein kleines Vergnügen. Und wieder ist eine ursprünglich große Ehre verschleudert.

Man bedenke doch: es ist der einzige Titel (von ein paar Amtsbezeichnungen, wie „Stadtbaurat“ abgesehen), der nicht von den Zentralinstanzen verliehen wird. Kein deutscher Fürst kann Ehrendoktoren kreieren, kein Ministerium sie auch nur vorschlagen. Hat es nicht allgemeineres Interesse, ob dieser letzte Rest korporativer Ehrenbezeugungen zur wertlosen Scheidemünze erniedrigt wird?

Wie der Ehrendoktor unter dieser Sitte der höfischen oder gesellschaftlichen Verschleuderung, so leidet — in immerhin geringerem Grade — die Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften unter der Sitte der gegenseitigen Bindung.

Wir haben eine stattliche Anzahl von Akademien und gelehrten Gesellschaften, denen anzugehören trotz aller gegen sie geäußerten Bedenken noch immer eine hohe Ehre ist, Sie sind fast alle durch den numerus clausus vor Verschleuderung dieser Ehre einigermaßen geschützt: eine bestimmte Anzahl von ordentlichen, auswärtigen, korrespondierenden Mitgliedern ist statutenmäßig festgesetzt.

Nun ist es natürlich, daß ihre Mitglieder in der Regel ältere Gelehrte in Rang und Würden sein werden. Außerordentliche Professoren werden sehr selten, Nichtakademiker eher, aber doch auch nur ausnahmsweise (wie es bei Werner Siemens der Fall war) den Akademien angehören. Das liegt in den Verhältnissen, so sehr, daß es besondere Anerkennung verdient, wenn einmal die niedere Rangstufe nicht ausschließt. So aber sind doch Gelehrte von verdientem Weltruf, wie etwa in Berlin der Sprachphilosoph Steinthal, von der Akademie, für die sie besonders geeignet waren, ausgeschlossen geblieben; weil ihnen der Staat volle Anerkennung versagte, tat die Akademie es auch!

Aber in der Regel wird man ja mit der Vorstellung rechnen müssen, daß die ordentlichen Professoren die hervorragendsten Vertreter ihres Faches an dem betreffenden Ort sein werden. Und an den Ort sind die Akademien meist statutenmäßig gebunden; soviel ich weiß, läßt nur die Leipziger Gesellschaft der Wissenschaft auch Gelehrte, die nicht am Sitz der Akademie wohnen, zur vollen Mitgliedschaft zu.

Um so freier könnte die Ehrenerweisung von seiten der gelehrten Gesellschaften sein. Der Wohnsitz, die Verwendbarkeit für bestimmte Kommissionen und Institute, der Rang brauchten hier gar keine Rolle zu spielen, und „nur der Würdigste allein" sollte der Ehrenmitgliedschaft (in ihren verschiedenen Formen und Stufen) teilhaftig werden.

Aber leider haben die Akademien sich selbst auch diese Freiheit verschränkt. Die zunehmende Solidarität dieser gelehrten Zentralgesellschaften, an sich höchst erfreulich, hat auch hier zu einer bedenklichen Praxis geführt, nämlich zu der des Austauschs. Wenn Kopenhagen einen Budapester ernennt, gilt es als Pflicht der Höflichkeit, daß Budapest einen Kopenhagener erwählt. Schließlich haben die Akademien, wie die Ministerien für zu vergebende Orden, eine bestimmte Anwartschaft auf so und so viel fremde Stellen, die zuweilen noch obendrein nach dem eigenen Vorschlag jener Akademie, der ein Ehrenmitglied zu entnehmen ist, besetzt werden. Nun aber ist es klar, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Christiania nicht soviel geeignete Kandidaten haben wird wie Paris, und so führt die Sitte der falschen Gegenseitigkeit zu einer ungerechten Bevorzugung bestimmter Anstalten. Wichtiger aber noch ist, daß durch diese Gepflogenheit die große und vortreffliche Gruppe der Privatgelehrten so gut wie ganz ausgeschlossen bleibt. Der Arzt, der Lehrer, der Richter, die ihre Wissenschaft durch die wertvollsten Arbeiten bereichert haben, erfreuen sich einer unendlich geringeren Aussicht auf solche Ehre als selbst der unbedeutende Professor, der nun einmal, vielleicht nur durch den Zufall seines Lehramts, in irgend eine Akademie gelangt ist. Und doch wäre

die Auszeichnung und Ermutigung niemand mehr als diesen stillen, unbelohnten Forschern zu gönnen, und es läge auch im Interesse der Akademien wie der Wissenschaft, gerade diese „unorganisierten" Kräfte sich anzugliedern.

Es handelt sich gewiß nicht um eine Frage von allergrößter Bedeutung; und die zumal, die sich im vollen, sicheren Besitz aller wissenschaftlichen Würden, Ehren und Kompetenzen befinden, haben es leicht, mit vornehmer Miene zu erklären, daß es auf Zeichen äußerer Anerkennung schlechterdings nicht ankomme. Schön; nur gibt es noch immer Menschen, die nicht ideal genug sind, um diese Auffassung, auch wenn es sie selbst angeht, zu teilen. Kein tüchtiger Gelehrter arbeitet um der Anerkennung willen; nach getaner Arbeit tut sie jedem wohl, und sehr kräftige Forschernaturen sind an ihrer Verweigerung zugrunde gegangen. Es gibt ja freilich auch noch andere Formen der Anerkennung, z. B. den von der Regierung trotz seiner Kostenlosigkeit mit so freigebiger Hand ausgestreuten Professorentitel; aber den hat der ältere Oberlehrer sowieso. Und es gibt noch immer solche Käuze, denen ein Diplom aus der Hand sachverständiger Fachgenossen mehr gilt als die Gabe eines hohen Ministeriums. Ferner ist die Mitgliedschaft auch mit besonderen wissenschaftlichen Vorteilen verbunden: sie sichert den Bezug wertvoller Publikationen, sie ermöglicht die rasche Drucklegung von Arbeiten, die sonst erst nach langem Warten den entscheidenden Forscherkreisen vor Augen kommen. Endlich aber bleibt die Hauptsache: die einfache Frage der Gerechtigkeit.

Ich weiß, wie viele heute dies Wort nur noch mit Gänsefüßchen schreiben; ich bezweifle auch nicht, daß viele von ihnen diese Ausführungen einfach damit abtun werden, daß sie sie für den Notschrei eines verkannten Genies, einer übergangenen Größe oder eines verbitterten Privatdozenten erklären — ich stelle die drei Ausdrücke zur gütigen Auswahl. Aber gerade wir, deren höchste Pflicht die Wahrhaftigkeit ist, sollten ein Verfahren nicht so leicht nehmen, das häufig zu einer falschen Abstempelung der Namen führt. Es liegt nichts daran, ob das große Publikum einen kleinen Forscher wegen seiner umfangreichen Visitenkarte für einen großen Mann hält; es ist kein Unglück, wenn auf das Haupt eines vielleicht weniger durch wissenschaftliche Bedeutung als durch tüchtige Geschäftsführung ausgezeichneten Sekretärs sich alle Lorbeerkränze häufen. Aber es ist *nicht* ohne Bedenken, wenn die Gunst der zufälligen Verhältnisse einen Mann von eleganter Pose mit unverdienter Autorität ausstattet — was ja natürlich nur in Frankreich vorkommen kann! — und einen Karl Mayer oder H. Steinthal in die Ecke drückt. Es sollte gerade in den noch illusionsfähigen Gemütern der wissenschaftlichen Jugend die Hoffnung nicht erstickt werden, daß die Richter in dem wissenschaftlichen Olympia, statt jedem Stamm von Hellas gleich viel Kronen zu geben, den Böotiern soviel wie denen von Attika, ihre Preise nur an die besten Ringer und die sichersten Schützen verteilen! Denn von der Verteilung der wissenschaftlichen Ehren hängt nicht zum wenigsten auch ab — die Ehre der Wissenschaft!

Civiculus academicus.

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie. (Schluß.)

Vandy und ich standen heut morgen frühzeitig auf und gingen an Land; wir stiegen über Hügel und Täler und kehrten erst spät nachmittags an Bord zurück. Wir machten einen regelrechten Bummel durchs Land. Es ist hier wie überall in Japan: Terrasse über Terrasse, jeder Fußbreit Boden bebaut. Das Wasser wird in Eimern von Menschen oder Ochsen nach den höchsten Gipfeln gebracht, die nicht anders bewässert werden können, und jede einzelne Pflanzung, sei es Reis, sei es Hirse, Rüben, Kohl oder Karotten, wird täglich begossen. Was der guten Mutter Erde unter solchen Bemühungen abgerungen wird, ist geradezu ein Wunder. Die „fruchtbare Erde" hat da einen ganz anderen Sinn, wenn man sieht, was sie hervorzubringen imstande ist, wenn man sie zwingt. Obwohl wir im Dezember stehen, scheint doch die Sonne hell, und es ist ganz warm. Ich setzte mich einigemale unter Hecken am Wege nieder und hörte unablässig das Summen der Insekten um mich herum. Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, Bienen sammelten Honig, und alles sah aus, wie an einem warmen Junitag. Die Häuser der Leute waren ärmlich, und da durchweg Glasfenster fehlten, sahen sie aus wie verlassene Schuppen. Aber bei näherer Besichtigung zeigten sich hübsche Matten auf dem Boden und alles peinlich sauber.

Ich zählte auf einer Seite des Hügels 47 Terrassen vom Fuße bis zum Gipfel; sie sind vertikal abgeteilt, so daß etwa 25 Quadratfuß die durchschnittliche Größe jedes Ackerstückes bildet. Und da sich die Terrassen nach der Beschaffenheit des Bodens richten und deshalb sehr unregelmäßig sind, so sieht eine japanische Hügelseite aus wie eine aus vielen verschiedenen kleinen Fleckchen zusammengestückelte Decke. Die Terrassenwände sind überwachsen mit Wein, Farn usw., so daß sie den Eindruck niedriger grüner Hecken machen, und das erhöht außerordentlich den Reiz der Landschaft. Es ist kein Wunder, daß die Bebauer dieser lieblichen Flecken Ackers nicht daran denken, ihn je zu verlassen. Fleischnahrung ist dem Japaner nicht halb so wichtig wie Fisch. Ersteres wird in der Tat wenig genossen, während Fische aller Art und auf alle Art zubereitet zu jeder Mahlzeit auf den Tisch kommen. Der Lieblingsfisch ist der Tai; er ist rot in den sandigen Flüssen und schwarz an den Mündungen der Flüsse, wo der dunkle Grund des Meeres beginnt. Ein seltsamer Parallelfall sind die schwarzen und roten Tannenbäume hierzulande. Auf sandigem Boden wachsen rote, auf weichem Boden sind sie schwarz. Verpflanzt man die beiden, so wechseln sie auch ihre Farbe. Dasselbe Gesetz beherrscht Fisch- und Pflanzenwelt. Wir sind alle Geschöpfe unserer Umgebung, deshalb sollten wir unsere Umgebung und unsere Genossen sorgsam auswählen. Das beste zu wissen, was je in der Welt gesagt und vollbracht worden ist ohne Zweifel viel, aber unter denen geboren zu sein und aufzuwachsen, die das Bedeutendste geleistet haben und die das beste Leben unserer Zeit leben, das ist sicherlich wichtiger.

*

*) Siehe „Morgen" Heft 8 vom 21. Februar, Heft 10 vom 6. März u. Heft 13 vom 27. März 1908.

Heut morgen hatten wir an Bord Feuer. Ich hatte mich gerade vom Kapitän verabschiedet und wollte an Land gehen, als ich vor mir dichte Rauchwolken aufsteigen sah, und wenige Augenblicke nachher hörte ich unter mir „Feuer" schreien. Glücklicherweise war kein Dampf in den Hauptkesseln, der kleine Hilfskessel war voll und die Pumpen wurden sofort in Tätigkeit gesetzt. Unterdes kamen Boote von den verschiedenen Kriegsschiffen, die im Hafen lagen, zu Hilfe. Der Dampfer war ein alter, hölzerner Kasten und die Ladung leicht brennbare Stoffe. Wäre unter dem Rauch die Flamme sichtbar geworden, so wäre sicherlich eine Panik ausgebrochen und keins von den kleinen Booten der Eingeborenen, die bis jetzt dicht an unseren Seiten lagen, hätte man bewegen können, an uns heranzukommen; und wirklich waren sie schon weggerudert. Eine Dame war an Bord, eine wirkliche Prinzessin von Thule von den Lewisinseln, für die es jedenfalls besser war, daß sie mit ihrem kranken Kinde in Sicherheit gebracht wurde: ich bestach einen geizigen Japaner durch die ungeheuere Aussicht auf einen halben Dollar (2 Mark) — hier ein sehr großes Trinkgeld — an unsere Längsseite zu kommen. Ich nahm das Kind und folgte der Mutter die Schiffstreppe hinunter und blieb mit ihr in sicherer Entfernung, bis die Gefahr vorüber war. Ein Zaudern von wenigen Minuten hätte die „Costa Rica" ihrem Schwesterschiff, der „Amerika" nachgeschickt, die vor wenigen Jahren unter ähnlichen Umständen Feuer gefangen hatte und völlig zugrunde ging. Glücklicherweise ist die Zeit der hölzernen Dampfer vorüber, es sollte ihnen wenigstens nicht erlaubt sein, Passagiere an Bord zu nehmen.

Die Topographie des Landes ist für Eisenbahnen nicht günstig, aber die Hauptlandstraßen sind in musterhafter Ordnung. Ihre verschiedene Klassifizierung amüsierte mich. Erster Klasse sind solche, die von der Hauptstadt nach den Handelshäfen führen, die der zweiten Klasse führen zu den Nationalheiligtümern. Der Handel hat also die erste Stelle. Die erste und die zweite Klasse werden von der Regierung als nationale Angelegenheiten behandelt; dann folgen in mannigfachen Abstufungen die übrigen Straßen. Manche werden von einem größeren Distrikt unterhalten, andere, von lokaler Bedeutung, durch Abgaben, die von einem kleineren Bezirk erhoben werden. Alle aber stehen unter strenger Aufsicht der Zentralbehörde in Tokio.

Die japanische Post ist noch jungen Ursprungs. Sie datiert seit 1871. In den ersten zehn Jahren ihres Bestehens beförderte sie 95 Millionen Briefe, Zeitungen, Bücher usw., darunter 30 Millionen Postkarten. Keine Statistik gibt vielleicht einen anschaulicheren Begriff von dem erstaunlichen Fortschritt westlicher Sitten in diesem eigenartigen Lande als diese.

Ein anderes, nicht weniger überraschendes Beispiel der friedlichen Entwicklung Japans ist die schnelle Einreihung der Zeitungen unter die notwendigen Lebensbedürfnisse. Noch vor wenigen Jahren war die offizielle Zeitung, die nur von den Beamten gelesen wurde und nichts allgemein Interessierendes enthielt, die einzige Publikation im ganzen Reiche. Heut erscheinen viele hundert Zeitungen und viele unter ihnen täglich. Eine Preßzensur besteht allerdings noch und führt zu den gewöhnlichen Umgehungen. Scharfe politische Artikel segeln unter der Flagge der Kritik der Fehler eines Landes, das nicht so erleuchtet ist wie Japan; z. B., „in Amerika wurde während des

Bürgerkrieges Papiergeld ausgegeben und zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben. Bei jeder folgenden Ausgabe stieg das Aufgeld höher und höher, bis das Papiergeld nur noch ein Drittel seines Nennwertes galt. Die Südstaaten taten dasselbe, aber sie setzten das so lange fort, bis ihre verausgabten Scheine zuletzt nur noch zu einem Zweck zu gebrauchen waren — zum Kofferaustapezieren; solche törichte Menschen waren die Amerikaner. Glückliches Japan, du bist gesegnet mit hervorragend tüchtigen Staatsmännern, die die Finanzen unseres Landes in mustergültiger Weise leiten!" Tatsache war, daß japanisches Papiergeld damals auf 22 stand und sein Wert fortgesetzt durch die weiteren Ausgaben sank, genau wie zu jener Zeit in Amerika. Solche Artikel sind zweifellos weit wirkungsvoller, als offene, unmaskierte Angriffe, denn die Satire der Umgebung gibt dem Angriff eine gewisse Schärfe. Die Presse ist wie ein bissiger Hund. Man hänge ihr keinen Maulkorb um; Hunde sind im allgemeinen nur dann bösartig, wenn sie einen Beißkorb haben. Der Japaner wird aber bald das Allheilmittel finden: „Laßt Wahrheit und Irrtum allein kämpfen, im vollen, offenen Tageslicht", denn sie sind nicht langsam im Lernen.

Das stürmische chinesische Meer ist sprichwörtlich. Eine Fahrt durch den Kanal bei Sturm gleicht ihm am ehesten. Wir begannen die Fahrt bei Tage und haben Grund dafür dankbar zu sein. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, der Wind hatte sich gelegt, und friedlich entschwand die Küste von Japan aus unserem Gesicht. Ich kann mir nicht helfen, ich muß daran denken, daß ich es wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Nimm des Fremdlings beste Wünsche für deine Zukunft!

Sicherlich hat keine andere Nation so rasch seine eigenen Traditionen verlassen und so schnell eine Zivilisation mit einem geradezu entgegengesetzten Charakter angenommen. Man kann das nicht mehr Entwicklung, Folgen des langsamen Entwicklungsgesetzes nennen, es ist mehr eine spontane Neuschöpfung. Der Same ist jetzt gesät, und Japan wird überall unter dem Zeichen des Fortschritts arbeiten. Und nun, noch einmal, leb wohl, Japan!

Schule und Erziehung.

Von Wilhelm Seyd.

Als vor zirka hundert Jahren der große Reformator Stein als letzten und besten Punkt seiner Reformen die Forderung nach einer gründlichen Regeneration des gesamten Erziehungswesens aufstellte, als fast gleichzeitig mit ihm und vor ihm die Heroen der deutschen Geistesherrlichkeit Herder, Lessing, Goethe, Humboldt, Arndt, Fichte u. a. ihre Stimme erhoben, um aus der Schule eine Pflanzstätte deutschen Geistes zu schaffen, da glaubte man unter dem gewaltigen Eindruck dieser gemeinschaftlichen Anstrengungen nach einigen Jahrzehnten dem Ideal nahe zu kommen. Parteizerklüftung und deutsche Schulmeisterei aber warfen sich dem rollenden Rade der Reformen entgegen, griffen in die Speichen und brachten es zum Stehen. Mühsame Fortschritte charakterisieren den folgenden Abschnitt der Erziehungsgeschichte. Gewiß, in der Methodik, in der Schaffung des Mechanischen und Schablonenhaften hat man es

*

unter stetem Hinweis auf die mangelnden Qualitäten der erziehenden Lehrer, denen man nur feste Normen und gedruckte Grundsätze, nicht aber freie Beweglichkeit geben dürfe, weit, sehr weit sogar gebracht. Aber je mehr man auf diesem Seitenwege der Erziehung vorwärts drang, um so mehr wurde klar, daß das nicht der Hauptweg eines erziehenden Unterrichts sein könne. Fast nach hundert Jahren, in denen die deutsche Schulmeisterei Triumphe feierte, begann eine erneute heftige Bewegung gegen die jetzige Schule, die auch auf andere Länder übergriff. Natorp, Schultze, Gurlitt, Bergemann, Ellen Key, Demolins, Güßfeldt u. a. haben Reformen verlangt und ihren Fehdebrief an die heutige Schule teils aus erwachtem Unmut in leidenschaftlichere, teils in kühlere, wissenschaftliche Form gegossen. Neben diesen polemischen Erörterungen stand warnend und anregend zugleich stets das Vorbild der englischen Erziehung mit seiner Hervorhebung der körperlichen Erziehung und mit seiner wohltuenden Harmonie in der Gesamtausbildung der Jugend. Wie steht es dagegen mit unserer Schule? Läßt ein einwandfreier Beurteiler das Abiturientenmaterial der letzten Jahrzehnte Revue passieren, so muß er gestehen, daß der körperliche Zustand desselben sich ständig verschlechtert hat. Wo kurz nach dem Kriege in der Zeit des Aufschwungs die Nachlieferung an gesunden Bauernsöhnen unseren höheren Schulen zur Blutauffrischung diente, und die Gesundheitszustände der Abiturienten noch relativ erträglich erscheinen ließ, da ist nach kaum zwei, drei Generationen eine erschreckliche Fülle von müden Dekadenten, bebrillten, neurasthenischen Blaßgesichtern zu finden, die geistig und sinnlich überreizt sind. Wo sind denn die Hüter der deutschen Volkskraft? Oder sehen sie nicht, wie die körperliche Tauglichkeit des Durchschnitts Jahr für Jahr zurückgeht, wie die Aushebungsresultate für den Militärdienst eklatant erweisen? Wer im heutigen Schulleben steht, der muß sich gestehen, daß die Schule die Urkraft des deutschen Volkes absorbiert, wenn nicht vernichtet. Der Lernstoff mehrt sich nachweisbar jährlich. Die geistigen Anforderungen wachsen in gleichem Tempo. Die Zeit zur körperlichen Uebung wird stetig verringert. Trotz aller Versuche und Reden über die Hebung der körperlichen Erziehung wird die Ausbildung der Körperkräfte Jahr für Jahr beschnitten. Man wüstet mit der deutschen Volkskraft, als sei sie unerschöpflich. Die berufene erste Hüterin derselben, die Schule, hilft eifrig mit an diesem Zersetzungsprozeß. Nicht der Staat, nicht die Kommunen haben hiergegen etwas getan. Aber seit einem Jahrzehnt regen sich überall aus Eltern- und Lehrerkreisen heraus privat-praktische Versuche, Reformerziehungsanstalten zu errichten.

So gründete Dr. H. Lietz als erster in Deutschland seine Landerziehungsheime und führte sie in zehnjährigem Bestehen zu angesehener Höhe. Er blieb nicht vereinzelt in seinem Streben. Hier und da regten sich weitere glückliche Versuche, bis vor einem Jahr die Lösung dieser brennenden, besonders für die Großstadt brennenden Frage in neuem abgerundetem Sinne praktisch aufgenommen wurde.

Damals hörte ich von der Gründung einer „Freien Schulgemeinde" Buschgarten bei Fürstenwalde-Spree. Als ich sie neulich besuchte, fand ich sie in aller Stille ausgebaut. Ihr vornehmster Grundsatz ist: „Fern von der Großstadt, doch nicht so weit, daß eine Berührung mit ihr ganz verloren geht. Der Rhythmus der großzügigen Großstadtarbeit sollte Lehrer und Schüler begeistern können, ihr Reichtum an Wissenschaft und Kunstresultaten ihnen zugänglich sein. (Die Großstadt bleibt nun ein-

mal Wissenschaft und Kulturzentrum.) Auch sollte die Erziehung nicht so weit den Eltern entrückt werden, daß diese kaum noch einen Einfluß darauf, kaum noch eine Berührung mit ihren Kindern haben. Eltern und Kinder sollen schnell zueinander gelangen können!" Es ist richtig! das Kind soll die Großstadt, seine spätere Heimat, lieb behalten, aber doch da draußen lernen, welcher großen und notwendigen Arbeit es bedarf, die Lebensverhältnisse der Großstadt gesunder zu machen. Sie sollen aus ihrem lachenden, glücklichen Kinderleben in freiester Natur die Kraft saugen, ihre Intelligenz und ihren Willen zum Wohl ihrer Mitmenschen einzusetzen. So wird Buschgarten zu einer sozialen Erziehungsanstalt. So wird Buschgarten aber auch zum leuchtenden Beispiele für die Leiter kommunaler Verwaltungen, daß das, was einem Privatinstitut möglich ist, auch staatlichen und städtischen Einrichtungen möglich sein sollte.

Dort draußen wird das Kind in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. In ihm sieht man einen mit besonderen Anlagen, Gaben und Trieben ausgerüsteten *Menschen*, der sich allseitig und harmonisch zur *vollen* Entfaltung seiner geistigen und körperlichen Anlagen entwickeln soll, nicht ein Wesen, dem in so und soviel Zeit ein gewisser Lernstoff beigebracht werden muß. Wahrscheinlich in Verfolgung eines Wortes von Ellen Key: „Die häusliche Schule mit einer kleinen Gruppe gutgewählter Kameraden bleibt immer der ideale Unterricht", hat die Freie Schulgemeinde ihre Zöglinge in einzelne familienähnliche Gruppen geteilt, denen sich der Neuankommende nach Wahl anschließt. Jeder Gruppe steht ein verheirateter Erzieher vor, dessen Frau den Platz der Mutter einnimmt. Ein unverheirateter Erzieher ist sein Assistent, und eine besondere Wirtschaftsdame sorgt für die Bedürfnisse der Kleinen. Diese Gruppe führt den Namen „Schulfamilie"; alle Familien zusammen bilden die „Schulgemeinde". Die Erzieher sind meist Mitglieder des Kollegiums der Oberrealschule i. E., die den Kern der Schulgemeinde bildet. Während nun die Großstadt den Kindern Licht, Luft und Sonne raubt, wird hier den Kindern in freiester Natur alles Wünschenswerte geboten. Dabei herrscht eine sonnige Wärme im gegenseitigen Verhältnis der Erzieher zu den Kindern; sie springen und graben, spielen und baden, reiten und fahren, leben zusammen und werden echte und gute Kameraden. Die Freie Schulgemeinde geht also hier ganz ihre eigenen pädagogischen Wege. Auch dem Unterricht weist sie nicht den präponderierenden Einfluß zu, den er sonst im Kindesleben einnimmt. Sie will, wie mir die Leiter versichern, eine Erziehungsschule sein: daher ist ihr der Unterricht nicht Selbst-Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Man sucht eine Erziehung zur Persönlichkeit zu geben. Das bedeutet Achtung vor der schon im Kinde sich zeigenden Eigenart. Die Vielseitigkeit einer ganzen Erziehung, die alle Pädagogen von Herbart an verlangen, und die in den sonst üblichen Schulen nie erreicht wird, erfordert aber auch eine besondere Vielgestaltigkeit des Kollegiums der Freien Schulgemeinde. Zu ihm gehören daher neben den ordentlichen Oberlehrern ein Offizier, ein Landwirt, Künstler und ein Arzt. Man will die Kunst nicht durch Zeichen- oder Musiklehrer dem kindlichen Geiste entfremden, sondern durch Künstler, wahre Künstler, dem kindlichen Geschmack eröffnen. Der Arzt aber sorgt für die gesundheitliche Ueberwachung, die Oekonomie der Körperkräfte, für die Belehrung in Hygiene und Anthropologie. So wird in harmonischer Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit einerseits und Erholung in Kunstübung und Spiel andererseits

durch berufene Führer eine volle Menschenblüte entfaltet. Der Erziehung dienen tägliche Körperübungen wie Wandern, Laufen, Spielen, Turnen, Schwimmen, Radfahren; dazu kommen praktische Beschäftigungen im Garten und Busch, auf Feld oder Wiese, in Werkstatt oder auf dem Bauplatz. Mittags und abends ist Gelegenheit gegeben zur Kunstübung (Zeichnen, Malen, Modellieren nach der Natur, Instrumentalmusik) oder zur Konversation in den fremden Sprachen. Die Lage von Buschgarten ist prächtig. Es liegt wie eingebettet in dem großen Forst der Stadt Fürstenwalde, der über 20 000 Morgen umfaßt. Ein prächtiger Hochwald ist's, und man kann es verstehen, daß die Hohenzollern ihn mit Vorliebe für Jagdzüge aufgesucht haben. Das Landgut selbst präsentiert sich in wohltuender Einfachheit. Es ist Prinzip, die Wirtschaft und das Schulleben möglichst zu trennen, so daß die Kinder in der einen Hälfte des Tages mehr dem Unterricht und in der andern mehr der Gemeinde gehören. In den Wohnräumen und in den Schlafzimmern herrscht der gleiche Geist. Ueber der einfachen Ausgestaltung liegt eine sonnige, künstlerische Wärme und verhindert, daß die peinlichste Beobachtung hygienischer Vorschriften zur Pedanterie wird und sich lähmend auf das Gemüt legt. In der Beköstigung und Kleidung der Kinder befolgt Buschgarten die Regeln, wie sie durch Erfahrung bereits für gut befunden sind. Es wird dem Grundsatz der gemischten Kost gehuldigt, die Gemüse, Obst, Milch und Mehl ebenso hoch wie den Fleischgenuß bewertet. Die Speisen sollen kräftig sein, ohne indessen reizende Wirkungen auszuüben.

Unter der wohlwollenden Aufsicht der staatlichen Behörden hat sich die Freie Schulgemeinde gleich im ersten Jahre so entwickelt, daß sie von Sexta bis Untersekunda ausgebaut werden konnte, und bei aller Freiheit zeigten doch die Abschlußergebnisse, daß wissenschaftlich nicht nur dasselbe, sondern teilweise noch mehr als üblich geleistet wird. Für den Pädagogen wie für den Laien bietet also dies Unternehmen gleichviel des Interessanten.

Es würde von geringer Einsicht zeugen für einen, der Kultur und die Jugend liebt, und entspräche gewiß nicht dem Sinne der Leiter von Buschgarten, wenn man sagen wollte: hier sei ein Allheilmittel, hier sei etwas, was eine *edle* Familienerziehung überträfe. Sicherlich bildet sich das schönste Produkt unter der Elternobhut, wenn — ja wenn die begleitenden Umstände, die Schule, die Großstadtatmosphäre oder der Mangel an Gelegenheit zu körperlicher Bewegung diese Erziehung nicht illusorisch machen. Und wenn es sich um Eltern handelt, die die Kindesseele *begreifen* und die die Lust und die Zeit dazu haben, um ihren feinsten Regungen mit klugem Verständnisse nachzugehen; das Gute zu verinnerlichen, das Schlechte mit Rücksicht und Erfolg zu bekämpfen.

Unter solchen Umständen ist ein Landerziehungsheim mit den rechten Leuten am Ruder etwas, was nottut. Und die Freie Schulgemeinde Buschgarten wird unter ihnen um so schätzenswerter sein, als sie sich aus Erziehern, Schülern und Eltern zusammensetzt, also am ehesten der Familienerziehung nahe kommt.

Zum Fall Tschudi. Von Richard Muther.

Die einfachsten Dinge werden oft am schwersten verstanden, und zu diesen Selbstverständlichkeiten, die niemals erfaßt werden, scheinen die folgenden zu gehören:

Museen sind an sich recht problematische Einrichtungen. Denn erstens ist eine Massenanhäufung von Kunstwerken überhaupt barbarisch; zweitens läuft es auf schöne Phrasen hinaus, wenn man behauptet, daß sie geschmackbildend auf das Publikum und die Künstler wirken. Als es noch keine gab, befand sich im Gegenteil die Kunst viel wohler, und um den Geschmack der Konsumenten war es auch nicht schlechter bestellt. Doch immerhin, sie sind da. Der Kunstgenuß, früher eine persönliche, sehr aristokratische Sache, mußte in einer proletarischen Zeit eine für die Masse zugeschnittene Fassung erhalten. Werke, die als ästhetische Dokumente die Unsterblichkeit verdienen, sind in solchen Friedhöfen auch am sichersten aufbewahrt. Und wenn man demnach die Berechtigung der Museen zugibt, hat man sich nur klarzumachen, welche Grundsätze bei ihrer Verwaltung befolgt werden müssen.

Hinsichtlich der Museen für alte Kunst stehen diese Grundsätze fest. Der Direktor trägt Sorge, nach Maßgabe seiner Mittel Werke zusammenzubringen, die das künstlerische Schaffen eines Zeitalters signifikant illustrieren. Andere, als rein kunstgeschichtliche Erwägungen haben ihn nicht zu leiten. Denn es wäre insipid anzunehmen, daß eine Kunstsammlung etwas anderes als eben eine Sammlung historisch bedeutsamer, der Konservierung würdiger Kunstwerke sein könnte.

Ergo — das ist so klar wie die Tatsache, daß zwei mal zwei vier ist: Was von den alten Museen gilt, gilt von den neuen. Auch hier ist die Vermengung ästhetischer Prinzipien mit irgendwelchen Nebengedanken nicht statthaft. Wenn Philipp II. von Spanien die Marotte hatte, von Künstlern, deren Namen niemand weiß, Szenen aus der militärischen Geschichte Spaniens malen zu lassen, so hängen diese Bilder, da sie im besten Fall kulturgeschichtlichen, aber keinen künstlerischen Wert haben, nicht im Museo del Prado, sie hängen in dem Schloß, wo der König seine Tage beschloß, in den langen Gängen des Escorial. Wenn der Bürgerkönig Louis Philipp es für nötig erachtete, von Malern dritten und vierten Ranges die Heldentaten seines afrikanischen Feldzuges verherrlichen zu lassen, so dachte kein Mensch daran, diese ungeheuerlichen Maschinen nach dem Louvre zu bringen. Sie sind in der Galerie von Versailles, wo nur der gezwungen ist, sie zu sehen, der zu seinem Unglück sich in die Säle verirrt. Ebenso sind Werke unserer Zeit, deren Wert nur darin liegt, daß sie Mitglieder des angestammten Herrscherhauses oder Ereignisse der vaterländischen Historie darstellen, überall am Platz, wo sie den Kunstfreund nicht stören. Man kann sie den Oberpräsidien und Rathäusern, den Offizierkasinos und Männergesangvereinen überweisen, kann, wie in Görlitz, eine eigene Ruhmeshalle bauen. Aber mit dem Künstlerischen kann sich das Patriotische unmöglich verquicken. Museum Musis. Der Tempel muß rein bleiben. Und hinsichtlich der Werke, die für das 19. Jahrhundert dokumentarischen Wert haben, ist kein Zweifel mehr möglich. Ob

Corot und Courbet, Feuerbach und Leibl einem noch so hoch stehenden Dilettanten gefallen oder mißfallen, tut gar nichts zur Sache, so wenig wie das Wort Ludwigs XIV. „Otez-moi ces magots“ die Direktoren alter Museen abhält, Teniers, Brouwer und Ostade zu sammeln. Roma locuta est. Die Wissenschaft hat gesprochen, und dieses Urteil der Wissenschaft muß für den Ausbau moderner Galerien ebenso maßgebend wie für den Ausbau alter Museen sein.

Weiter darf der vaterländische Gesichtspunkt nicht dazu führen, daß etwas anderes vernachlässigt wird, was man nun einmal begonnen hat. Denn wer A sagt, muß B sagen. In den alten Museen sind bekanntlich sämtliche Schulen — die italienische, spanische, französische, niederländische und deutsche — gleichmäßig gut vertreten. Und die neuen, das steht ebenfalls fest, setzen die alten fort. Daß wir mit dem Jahre 1800 einen Grenzpfahl aufrichten — vor 1800 alt, nach 1800 modern — ist sub specie aeternitatis eine recht komische Sache. Menschen des 30. Jahrhunderts werden, wenn es da Museen noch gibt, von Fragonard zu Delacroix oder von Goya zu Daumier mit derselben historischen Gelassenheit gehen, mit der wir heute nach einem Perugino einen Rafael oder nach einem Grecco einen Hals betrachteten. Ja, schon im Jahre 2000 wird der Nachfolger Bodes den sehr naheliegenden Gedanken haben, von den Werken des 19. Jahrhunderts diejenigen, die die Feuerprobe der Zeit bestanden, dem alten Museum anzugliedern, da doch Reynolds, Gainsborough und Wilson nicht die letzten alten Meister bis in alle Ewigkeit bleiben können. Und der arme Generalchef hätte es dann, wenn die Direktoren der modernen Galerie nur Deutsches gesammelt hätten, sehr schlimm. Bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts wäre die Kunst aller Länder da. Hinsichtlich des 19. würde er aus Muthers Buche ersehen, daß es da gleichfalls in Europa sehr wichtige Künstler gab, daß namentlich Frankreich das führende Land in allen Fragen des Geschmackes war. Aber er hätte nichts. Das Museum, bis 1800 international, würde von diesem Zeitpunkt ab nur noch „Nationalgalerie“ sein können. Das wäre eine Halbheit. Entweder-oder. Entweder man verkaufe die ausländischen Werke des alten Museums und schreibe über die Eingangspforte Monumenta artis Germaniae, oder man mache sich klar, daß der Direktor der modernen Galerie, wenn sie die logische Fortsetzung der alten sein soll, auch hinsichtlich des Auslandes für die planmäßige Vertretung der führenden Meister zu sorgen hat.

Bei denen, die sich an die Bezeichnung Nationalgalerie wie an ein heiliges Banner klammern, spricht obendrein das allerschlimmste mit, was sich mit Museumsfragen vermengen kann: der Brotkorb. Die alten Meister sind tot. Cranach dreht sich nicht im Grabe herum, wenn einmal ein Bild von seinem Kollegen Tizian gekauft wird. Aber die neuen wollen leben. Materielle Interessen werden berührt, wenn ein Museumsdirektor statt nur von Einheimischen auch zuweilen von Fremden kauft. Und diese Geldbeutelsorgen setzen sich in Deklamationen suggestivster Art um. Man singt patriotische Lieder. Justament wegen der paar französischen Bilder, die in der National-

galerie hängen, hat Deutschlands Jugend ihr Deutsch verlernt. Statt einer nationalen Kunst, Marke Werdandi, wird ein kosmopolitisches Volapük gezüchtet. Muttersprache, Mutterlaut. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. Heiliger Thode!

Menzel stammte nun aus Breslau, Feuerbach aus Heidelberg, Marées aus Elberfeld, Leibl aus Köln, Boecklin von der deutschen Grenze, aus Basel. Daß sie beinahe ebensoviel wie Anton von Werner, Knaus und Meyerheim bedeuten, läßt sich gleichfalls nicht leugnen. Also wäre, da der Titel des Gebäudes immerhin Nationalgalerie, nicht Berliner Museum ist, eigentlich gegen ihre Vertretung nichts einzuwenden. Aber sehr lästige Konkurrenten bleiben sie gleichfalls. Und Verstorbene brauchen kein Geld mehr, während lebende Familienväter es sehr dringend benötigen. So gilt es ein Mittel ausfindig zu machen, das auch diesen unlauteren Wettbewerb lahm legt. Heureka. Man führt den Gedanken ins Feld: Kunstpflege ist die Hebung und Förderung der Produktionskraft eines Landes. Nur zum Nutzen der Schaffenden dürfen die vom Staate bewilligten Gelder, wenn sie volkswirtschaftliche Zinsen tragen sollen, verwendet werden. Und welche unter diesen Schaffenden die würdigen sind, wird die Landeskunstkommission dann schon weise bestimmen.

Daß auf diese Art Museen zu Altersversorgungsanstalten werden, ist für jeden Einsichtigen klar. Es gibt die verschiedensten Mittel und Wege, der Produktion fördernd unter die Arme zu greifen. Doch Museen — warum sammelt man Rembrandt und van der Meer? — haben rein ideale Zwecke. Sie gehören nicht nur der lebenden Künstlergeneration, sondern auch den Menschen, die nach uns kommen. Diesen ist es ganz gleichgültig, ob einmal ein Herr Müller oder Schulze durch einen Ankauf unterstützt wurde. Sie verlangen die Werke zu sehen, die markant für die ästhetischen Anschauungen einer Epoche waren. Könnte diese Aufgabe je gelöst werden, wenn man den historischen Gesichtspunkt mit dem protegierenden vermengte? Es ist noch unvergessen, wie die Nationalgalerie unter Jordan aussah. Auch die Münchener Neue Pinakothek zeigt, wohin es führt, wenn eine Galerie zum Aufstapelungsort all des belanglosen Zeuges gemacht wird, das man pour encourager les beaux arts alljährlich auf den Sommerausstellungen kauft. Doch es scheint eben, daß man aus Erfahrungen, selbst wenn sie dutzendmal gemacht wurden, noch nicht klug wird. Nachdem die Nationalgalerie im Laufe der vergangenen 12 Jahre aus einer Ablagerungsstätte künstlerischen Schuttes ein ernst zu nehmendes Museum geworden ist, soll sie wieder werden, was sie vorher war. Selbst der berühmte weite Blick des Generaldirektors scheint an dem Punkte seine Grenze zu finden, wo der Männerstolz vor Königsthronen beginnt. Und Herr von Tschudi, wenn er wirklich abgesägt ist, muß sich mit dem erhebenden Bewußtsein trösten, daß er für Menschen einer weniger vernagelten Zeit ein museales Unikum sein wird. Er hatte die sehr einfachen und gerade deshalb schwer in die Köpfe zu bringenden Grundsätze, nach denen ein modernes Museum verwaltet werden muß, schon um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts recht klar erfaßt.

Saubengels. Von Felix Salten.

Nicht etwa weil ich dieses Feuer jetzt schüren möchte. Inzwischen ist es ja wahrscheinlich schon gelöscht worden. Oder irgendein großer Herr hat es mit seinen Ritterstiebeln ausgetreten. Das Schüren hätte also keinen praktischen Sinn mehr. Ich wollte nur sagen: es war gut, daß dieses Feuer endlich einmal zu brennen anfing. Endlich einmal.

Wie es dabei zugegangen ist, weiß ich nicht genau, habe diese Geschichte weder mit angesehen, noch aus den Akten studiert. Aber für jeden, der die Verhältnisse kennt, liegt die Sache ziemlich einfach. Man braucht da gar keine aktenmäßigen Feststellungen, um zu urteilen. Es muß schon sehr arg gekommen sein, wenn die deutschen Journalisten einmal aufmucken. Und das liebliche Wort, das ihnen Herr Gröber spendete, war sicherlich nur der letzte Anlaß, war der letzte Fußtritt, der dem morschen Faß den Boden ausschlug. Ehe die deutschen Journalisten als Saubengels angesprochen wurden, — was sie nicht mehr ertragen wollten — sind sie lange genug als Schuhputzer behandelt worden. Was sie länger als nötig war ertragen haben. Leider. Aber die deutschen Journalisten sind eben sehr geduldig und sehr sanft.

In Frankreich hätte der Herr Deputierte, dem solch ein Ausdruck entschlüpft wäre, von Stund' ab sehr berechtigte Zweifel in seine Immunität gesetzt, ob die ihn nämlich auch vor Maulschellen schützen könne. In Italien wäre dem Herrn Abgeordneten zu solchen Zweifeln kaum erst die Zeit geblieben. Und in London hätte man von ihm sagen dürfen: „Kaum ist ihm dieses Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren." In Deutschland aber scheint gegen Journalisten so ziemlich alles erlaubt zu sein.

Nebenbei: der Herr Gröber spielt da eine tragikomische Rolle. Was weiß man denn von ihm? Wo sind seine Leistungen? Was bedeutet dieses M. d. R. als geistige Potenz unter den Politikern? Auf welchen Straßen hat sein Schritt, hat seine Arbeit, haben seine Gedanken jemals so viel Staub aufgewirbelt, daß man gesagt hätte: Ah, der Gröber! oder: Sapperment, der Gröber! Ueber seinen Wahlkreis und über den Sitzungssaal hinaus ist der Name wohl nicht eben weit ins deutsche Reich gedrungen. Und im Ausland hat man noch gar nichts von ihm gehört. Bis er eines Tages „Saubengels" sagte. Lieber Gott, das kann freilich bald einer sagen. Dazu gehört nicht viel Talent. Und daß ein Reichstagsmandat an und für sich schon den Nachweis geistiger Kapazität für seinen Träger erbringe, wird kaum jemand behaupten wollen. Wenn Herr Gröber nur ein kleines bißchen Ehrgeiz und Takt besitzt, muß es ihm jetzt doch sehr peinlich sein, seine ganze öffentliche Karriere darin bestehen zu sehen, daß er einmal „Saubengels" gesagt hat, daß sein Name erst auf den Schwingen dieses Wortes ins Weite flog und daß er von nun an, auf den Saubengel geschnallt, durch die parlamentarische Geschichte reitet.

Es wird bei alledem nicht an Versuchen fehlen, Herrn Gröber als Helden zu feiern. Ein Tapferer! Denn er hat es gewagt, der papiernen Großmacht zu trotzen. Ein Aufrechter! Denn er hat sich nicht gescheut, die hochmögende Gunst der Preßleute zu verscherzen. Freilich, außerhalb der deutschen Sprachgrenzen würde kein Mensch solchen Unsinn sagen. In deutschen Ländern aber wird er gesagt werden. Darauf kann man sich getrost verlassen.

Was heißt denn das: der papiernen Großmacht trotzen? Herr Gröber hat gar nicht gewollt, daß seine Insulte so laut werde, hat nicht von der Rednerkanzel aus seinen Schimpf losgelassen. Dieses Wort floß ihm während eines Privatgespräches

gewissermaßen, wahrscheinlich gewohnheitsmäßig von den Lippen, deren sonstige Oratorenkunst, wie gesagt, bisher noch nicht berühmt ward. Helden kämpfen anders. Als er aber dennoch gehört worden war, dachte er gar nicht daran, seine Unhöflichkeit zu entschuldigen, und verweigerte rundweg jede Genugtuung, die anständige Menschen billigerweise verlangen durften. Das beweist natürlich keineswegs den Mut des Herrn Gröber. Sondern das beweist vielmehr, daß die angebliche Großmacht der Presse in Wirklichkeit völlig machtlos ist.

Ihre Gunst verscherzen? Nur wer irgendeine Gesinnung ausspricht, die dem vermeintlichen oder tatsächlichen Interesse der Allgemeinheit schädlich ist, hat diese „Gunst" verscherzt. Kämpft gegen die augenblicklich herrschende Presse und wird von ihr bekämpft. Herr Roeren zum Beispiel, der gegen die modernen Künstler zu Feld zog, der wichtige und edle Kulturangelegenheiten unter den Zuhälterparagraphen beugen wollte, hatte — wenn man es so nennen mag — der papiernen Großmacht getrotzt, hatte die Gunst der kulturfördernden Presse verscherzt. Aber niemand wird ihm deshalb die Achtung versagen. Auch seine Gegner nicht. Er trat für eine von ihm geliebte Idee ein, hielt seine Ueberzeugung für die rechte, hielt sie aufrecht und hoch und ertrug all den Schimpf, all den Hohn und die Empörung, die gegen ihn losbrach. Was sonst gegen ihn einzuwenden ist, beiseite: ein Mann, dessen mutige Entschlossenheit nicht geleugnet werden kann. — Einer, der im heutigen Deutschland die Lösung der Reichsbande, die Republik oder den Verzicht auf die Weltpolitik fordern würde, hätte die Gunst der Presse verscherzt. Aber er könnte selbst hinter Kerkermauern oder im Narrenhaus noch immer für einen tapferen Mann gelten.

Was hat denn der Unbedeutende davon, wenn die Presse ihm ihre sogenannte Gunst zuwendet? Gar nichts. Er wird nichts durch sie, kann höchstens eine einzelne Zeitung für sich gewinnen und mit sich beschäftigen, aber nicht: die Presse. Ueberall gibt es Existenzen, die von der Reklame, von allerhand Intrigen und Interessenverknüpfungen gestützt werden und einen scheinbaren, einen kurzatmigen Aufschwung nehmen, den die Wissenden, den alle Urteilsfähigen aber von Anfang an belächeln. Täuschen läßt sich niemand mehr. Und überall gibt es wieder Existenzen, die nicht in die Höhe können, nach der sie trachten, weil ihnen die Kraft, weil ihnen das Talent, weil ihnen die Entwicklungsfähigkeit fehlt, um an den obersten Platz zu gelangen. Die haben alle keine Ahnung, weshalb sie nach vielversprechenden, von der Presse ermunterten Anfängen plötzlich von einer Lähmung befallen werden, die schimpfen dann, oder jammern, oder toben: „hach! die Zeitungen . . . die haben sich gegen mich verschworen!" Man braucht gar nicht an den Fall Bonn erst erinnern; jeden Augenblick trifft man solche Menschen, entgleiste Politiker, verkrachte Maler, durchgefallene Komödianten, zurückgewiesene Dichter, die einen beiseite nehmen, und es einem mit zitternden Mundwinkeln anvertrauen: „Die Presse . . . Sie glauben nicht . . ." Nein. Ich glaube nicht. Das sind lauter kleine, persönliche, auf den engen Boden einer einzelnen Stadt beschränkte Dinge. Und wer das Problem der Presse von diesem Standpunkt aus erörtert, bekennt damit nur, daß er um eigener privater Vorteile willen mit ihr zufrieden oder unzufrieden ist. Die Wonne der Verhätschelten und die Gekränktheit der Verschmähten zählt hier nichts.

In dem Kampf, von dem allein die Rede sein kann, gilt nur eines: die Idee. Und es gilt nur: ob die Idee, die von der Presse vertreten wird, die stärkere ist, oder ob der Einzelne, der Neuauftretende mit seiner neuen Wahrheit die größere Kraft besitzt. Ist er zu schwach, ist er untauglich, dann wird er überwunden. Was etwa neu und

keimhältig an seinen Ideen ist, das führt später ein anderer zum Sieg. Schicksal der Vorläufer. Und das war immer so, war lange bevor wir eine „Presse" besaßen, nicht anders. Wagner hatte die Gunst der Presse verscherzt. Aber eine neue Generation scharte sich um ihn, und mit dieser Truppe eroberte Wagner die Presse, die ihn vordem verfolgt hatte. Eroberte und beherrschte sie. Diese ungeheure geistige Werkstätte wird eben durch jeden wirklichen Geist unfehlbar erobert, kann ihm gar nicht widerstehen, fällt ihm anheim, empfängt ihre Erneuerung durch ihn, ihre neue Arbeit, ihre neue Sprache. Sie mag vorher noch so emsig gegen diesen Geist gearbeitet haben, eines Tages arbeitet sie noch viel emsiger und feuriger f ü r ihn. Emile Zola, Henrik Ibsen, Friedrich Nietzsche, als ein paar Beispiele, die wir alle selbst erlebt haben.

Man kann mit der Presse unzufrieden sein, kann ihre Kulturleistung unzulänglich, ihre Tätigkeit lückenhaft, ja sogar schädlich nennen. Man kann sie schelten, kann sie anklagen, aber nur wer ganz oberflächlich nachschwätzt, was andere sagen, oder wer vollkommen gedankenlos ist, wird die Presse eines Volkes für sich allein beurteilen, ohne zugleich auch das Volk zu betrachten, dessen geistigem Bedürfnis, dessen Empfindungen die große, modern-industrielle Presse sich überall schmiegt. Jeder, der geistig über dem allgemeinen Niveau steht, jeder, der auf dem Weg der Erkenntnisse, der Kultur und der Wahrheit dem großen Troß einsam voranschreitet, jeder, dessen Ansprüche an das geschriebene Wort feiner und differenzierter sind, mag die Presse schelten. Und er wird in der Presse selbst mit all seinen Vorwürfen am besten noch verstanden werden. Jeder, dem das rasch geprägte Tagesurteil unfertig und ungerecht erscheint, dem die abgegriffene, immer wieder aufs neue in Umlauf gesetzte Scheidemünze der Gesinnungen widerlich geworden, mag die Presse anklagen. Und wird in der Presse selbst am schnellsten Zustimmung finden.

Aber sind denn alle anderen Einrichtungen, die wir haben, tadellos? Und sind denn die Menschen, die in anderen Berufen leben, so unbeschränkter Achtung, solch' eines sorgsam behüteten Ansehens wert? Sind etwa unsere Parlamente die Hochburgen bester Staatskunst? Sind die Beamten denn auch wirklich Inhaber und Verwalter unendlicher Weisheit? Besitzen wir in unserer Justiz schon die Verwirklichung des Gerechtigkeitsideales? In unseren Universitäten, in der Armee die beste aller Welten? Dennoch wird es niemandem einfallen, darf es niemand sich einfallen lassen, von den Politikern, von den Regierungsbeamten, den Richtern, Professoren und Offizieren mit so geläufiger, selbstverständlicher Geringschätzung zu sprechen. Die Journalisten aber müssen sich's bieten lassen, wenn jeder Niemand die Füße an ihnen abwischt. Und es ist, in deutschen Ländern, modern, elegant sogar geworden, von Journalisten und über Journalisten verächtlich zu reden.

Die Herren Parlamentarier, die Richter, die Offiziere, die Beamten, die Professoren, alle sind gesetzlich vor Mißhandlung, vor Verachtung und vor Beleidigung geschützt. Und genießen dazu noch eines anderen, außerordentlichen Schutzes. Den Schutz der Presse. Gerade diesen aber genießen die Journalisten nicht. Sie können alles verteidigen. Nur nicht sich selber. Sie können für jede Sache kämpfen. Nur nicht für ihre eigene. Ein Journalist, der beleidigt, der beschimpft wurde, ist obendrein noch außer Gefecht gesetzt. Er gilt als befangen, steht augenblicklich im Verdacht der Voreingenommenheit, muß das Feld räumen, und kann nebenher zusehen, wie er Genugtuung erhält. War es vordem die Taktik aller in der Oeffentlichkeit Wirkenden, den Journalisten durch Freundlichkeit zu gewinnen, ihn zu umschmeicheln, ihn zu umwerben, so hat man jetzt längst schon eingesehen, daß man sich den kritlichen, unbequemen Berichterstatter am einfachsten vom Halse schafft, indem man ihn insultiert. Der Journalist,

der seine Arbeit behalten, der seine Stellung nicht riskieren will, muß vieles schlucken lernen, muß lernen über vieles hinwegzusehen, vieles zu ertragen. Und muß persönlichen Differenzen ebenso ängstlich ausweichen, wie der Offizier oder der Richter, ja ängstlicher noch, denn ihn schirmt kein Paragraphengitter vor mutwilliger Frechheit. Längst schon üben die deutschen Journalisten die Praxis nachgiebiger Duldsamkeit, lassen sich von den höfischen und staatlichen Aemtern, von den einzelnen hochgestellten Herrschaften, von den Theatern und anderen der öffentlichen Schaulust gewidmeten Instituten bei allen Gelegenheiten zurücksetzen, als Menschen zweiter Klasse behandeln, lassen sich von der ganzen nach Zeitungsreklame gierigen, oder sonst im Bereiche öffentlicher Aufmerksamkeit stehenden Plebs das Unglaubliche bieten. Um des lieben Friedens willen. Und aus Rücksicht auf die sachliche, ungestörte Arbeit. Das Publikum will bedient sein, will wissen, was in der Welt vorgeht, kümmert sich den Teufel, mit welchen Mitteln die ausführlichen, schönen Berichte herbeigeschafft werden, mit welchen Opfern. Und das Publikum darf weder mit Klagen, noch mit Beschwerden belästigt werden.

Es gibt kaum ein wehrloseres Geschöpf als den deutschen Journalisten. In diesem Land des Kastengeistes, des Rangsbewußtseins und der Titelehrfurcht ist der titellose geistige Arbeiter, der keinen offiziellen, sondern nur seinen persönlichen Rang besitzt, einfach ein Proletarier. Oftmals ausgenützt von seinem Verleger, immer aber ausgebeutet von all den zahllosen echten und falschen Tagesgrößen, abgehetzt von dem beständigen Tumult der Ereignisse, hat er sich mit allem zu beschäftigen, nur nicht mit sich selbst, muß er an alles denken, nur nicht an sich. Er ist in der Lage, die Gebote der Menschlichkeit zu verfechten, nur für sich selbst darf er keine Menschlichkeit fordern. Er darf jedermanns Recht vertreten, nur nicht das seinige, darf jedermanns Sache zu der seinigen machen, nur seine eigene nicht.

Wenn die Journalisten im Reichstag, denen Herr Gröber „Saubengels" zurief, sich auflehnen, dann vermag jeder Erfahrene sich's auszumalen, wie vieles sie in den heiligen Hallen der deutschen Volksvertretung an Unhöflichkeit und Ueberhebung schon geduldet haben, ehe sie zum Streik sich entschlossen. Und dieser Vorfall gibt den Anlaß, es endlich auszusprechen, daß ein unerhörter, dreister Mißbrauch mit den Journalisten in der deutschen Oeffentlichkeit getrieben wird. Dieser Vorfall ist ein Anlaß, um es endlich auszusprechen, daß die allgemein als geistig überlegen geltende, zur Mode gewordene Geringschätzung der Journalisten nichts anderes ist, als ein lächerlich verlogener, unsäglich dummer Snobismus.

Daß es Leute gibt, die sich ein abfälliges Urteil über die Presse sehr wohl erlauben dürfen, habe ich oben schon gesagt, und habe auch gesagt, was für Qualitäten solche Leute besitzen müssen, denen man dergleichen Urteil willig einräumt. Wer aber schimpft heute über Journalisten? Menschen, die den größten Teil ihrer Bildung, ihrer politischen Kenntnisse, ihrer künstlerischen Meinungen, ihrer Kultur und ihres Geschmackes aus der Zeitung haben. Und die sich das Ansehen geben wollen, sie seien klüger, begabter, gebildeter, sie stünden höher als die Tagschreiber. Menschen, die nur deshalb so eifrig sind, über Journalisten zu schimpfen, weil sie damit ihre unentbehrlichen Lehrmeister und Ratgeber um so wirkungsvoller zu verleugnen glauben. Gerade jene Parlamentarier, Minister und Staatsmänner, die ihre „Ideen", ihre „Einfälle", den Anstoß zu ihren „Maßregeln" und zu ihren „Reformen" gewöhnlich aus der Presse empfangen, zucken lächelnd die Achseln, wenn sie neunmalweise und sehr von oben herab über Journalisten sprechen. Und es könnte so mancher von diesen Herrschaften nicht den Mund auftun, hätte ein vollkommen verwirrtes Weltbild vor den geblendeten Augen, wenn er nicht zuerst die Leitartikel studieren würde, die irgendein reicher begabter, vom

Schicksal oder von seiner Geburt an den Redaktionstisch geschnallter Geist geschrieben hat. Leute reden mit Arroganz in den Mienen von Journalisten und wären nicht imstande, den Zusammenstoß zweier Taxameterdroschken in einem anständigen Deutsch einfach zu berichten. Leute, die keine Ahnung haben von der Kompliziertheit des Journalismus, von der Summe an geistiger und moralischer Kraft, die dieser Beruf erfordert, spielen sich auf und leisten sich irgendein Wort, das noch als sanft gelten darf, wenn es nicht gerade „Saubengels" heißt. Mit was für Worten aber müßte man diese Herrschaften nach ihren eigenen Qualitäten und Leistungen nennen, wenn sie ihren Beruf unter einer so tausendfach scharfen Kontrolle ausüben würden, wie die Journalisten? Oeffentliche Berufe dürfen kritisiert werden. Kritisieren — meinetwegen. Dazu gehört Sachkenntnis oder es genügt, daß einer dumm genug ist und die kritisierte Tätigkeit, deren Wesen er gar nicht kennt, besser zu verstehen glaubt. Also: Kritisieren, so viel ihr wollt. Die Journalisten brauchen da keine Ausnahmestellung für sich zu fordern. Aber verachten, bespötteln und schimpfen, das ist glatt heraus: unverschämt. Doppelt unverschämt, wenn man extra noch von den Journalisten profitiert.

Den deutschen Journalisten ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie es mit ihrer Sachlichkeit, mit ihrer Hingabe an den Dienst der Presse und mit ihrer Geduld überhaupt so weit haben kommen lassen. Die Leistung, die sie verrichten, indem sie einem ganzen Volk Tag für Tag, den Hohen wie den Niedrigen, die geistige Arbeit zubereiten, würzen, vorschneiden, einlöffeln, warmhalten und nachtragen, diese Leistung ist — selbst wenn sie Mängel aufweist, selbst wenn sie unvollkommen bleibt — immer noch eine so ungeheuere, immer noch eine so ehrliche, und immer noch eine so durch und durch notwendige, daß sie, wenn schon nicht Dank und Respekt, so doch jedenfalls bürgerliche Achtung und Höflichkeit verlangen darf. Wollen die deutschen Journalisten nicht völlig deklassiert werden, dann müssen sie noch einigemale zeigen, daß sie sich keine „Saubengels" mehr bieten lassen.

Wien, 21. März.

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

Published (Privilege of copyright in the United States of America reserved under the Act approved) by Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charl., Hardenbergstr. 14.

Ich lege den Fall des enigmatischen Mannes einem wohlwollenden Publikum vor. Wo fehlte es ihm? Was wollte er? Und wie kann ihm geholfen werden?

Enthaltend:

Die Briefe des enigmatischen Mannes.
Brief des praktischen Arztes Dr. Vinzenz Freier an Frau von F.
Ein Schreiben des Hauswirts und Schlächtermeisters Aloys Wichelhuber.
Nebensächliches zur Sache von Leopold Elimar, Herzog von A.
Zuschrift der Mistreß Lucy Aurelia Pattieson, zweite Vorsitzende des Frauenweltbundes, Delegierte zur Internationalen Friedenskonferenz.
Hierzu Manuskript, Anhang: Mirandus. Ueber die Erziehung eines Knaben. Bruchstück.
Eingesandt und Schlußwort des Studenten der Philosophie August Stieglitz.
Anonymus.
Eglantine. Unter: Excelsior.

Erster Brief.

Gnädige Frau!

Ich liebe Sie! Ich sah Sie gestern abend in einer Gesellschaft, man machte Ihnen den Hof, jeder auf seine Weise versuchte von Ihnen beachtet oder auch nur gekannt und wiedererkannt zu sein. Alte Faune, denen die Jahre kühnere und wirksamere Angriffswaffen genommen haben, strengten ihren Witz noch an, ließen die Zungen spielen, die Gewohnheit öffentlicher Rede oder von einer ganzen Stadt gefürchtete

Spottsucht scharf und geschmeidig gemacht hat. Sie waren in ihrer Art noch immer unwiderstehlich, diese Veteranen! Ich sah Männer, die Sie begehrten, ganz junge, die nur bewunderten und sich vielleicht gefürchtet hätten, wenn Gnade ihnen völlig unerwartet und unverdient zugeflossen wäre. Ihre Huldigung war die feinste und bescheidenste, die berühmten, alten Männer durften sich gestatten verwegen und deutlich zu sein, von den anderen strömte die Hitze aus, sie blieben verschlossen und schweigend. Ich entdeckte verschleierte Blicke, die Sie auskleideten, Liebkosungen, die frecher und grausamer als Vergewaltigungen waren; die Leidenschaft dieser Großstädter und Geübten ist so nah verwandt mit Leiden schaffen! — In einem Winkel saß ein verwachsener, schwerfälliger und häßlicher Mensch, der litt. Er liebte Sie wirklich, er betet in Ihnen die Göttin an. Ihn sahen Sie nicht. Vielleicht bemerkte ihn außer mir keiner.

Sie lächelten, inmitten der ganzen Entfesslung aller schlechten Wünsche und Begierden, unter Schändung und Schamlosigkeit, vor bangen Seufzern, und angesichts eines echten und tiefen Schmerzes, lächelten Sie das freimütige und fröhliche Lächeln der Heldinnen Shakespeares, seiner Porzia, Rosalinde oder Beatrice. Sie waren ganz heiter, vollkommen ungerührt und göttlich frei. So stand Margarete von Navarra ihrem Liebeshof vor, oder, während man bei Isabella von Este über die erschreckenden Ausbrüche dunkler und maßloser Triebe beriet, während die Dichter sangen, Feldherrn siegten und Jünglinge starben, thronte die kluge Herzogin in gleicher Art. Sie sind eine Prinzessin und unantastbar! Sie sind für mich die Jungfräulichkeit schlechterdings. Und ich neige mich vor dieser spielenden, kühnen und geistreichen Eingeschränktheit. Ich möchte Ihre tapfere, kleine und kalte Hand küssen, ich bücke über ihren hochmütigen und befehlenden Fuß die Stirn eines demütigsten Anbeters des Schönen, eines vom Leben Enttäuschten, den es darum enttäuschte, weil er ahnt, daß es ihm Schönheit vorenthält, Geheimnisse und Wollust, die der brutale Sieger übersieht, und der unterworfene Hungrige nicht ahnen darf, um der Verzweiflung nicht zu erliegen.

Abélard.

2.

Charmanteste!

Glauben Sie nicht, daß ich in der gewöhnlichen Weise eine Annäherung suche! Ich habe geliebt, ein wenig zuviel vielleicht, in meinen jungen Tagen, und ich bin müde, auch wohl bitter zu Zeiten, und immer unerträglich bewußt und argwöhnisch. An den Fingern kann ich Ihnen alle Steigerungen und Abfälle des Alltagsliebesverhältnisses erzählen, wenn die Betreffenden die Alltäglichkeit vermeiden, wenn sie schwärmerisch und großmütig oder klug und vorsichtig sein wollten. Ein griechischer Weiser hat gesagt, man solle zu essen aufhören, wenn es am besten schmeckt. Der Mann war ein Tor oder ein feiner Spötter, er wollte spotten. Mir schmeckt es nie. Mein Gaumen ist ungünstig gefügt oder ich bringe eine natürliche, schwarze Galle in den Genuß aller guten Dinge mit.

Ich sehe Sie ganz wie Sie sind und vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert. Sie sind in sich selbst verliebt, Allerschönste, und es gibt keine Form der Sicherung, die in gleicher Weise gegen Angriffe von außen feit.

Aber sehr, sehr reizend sind Sie! Ich möchte Sie bei mir, in meinen Räumen sehen. Und dies ist eine ernsthaft gemeinte Bitte. Ich habe hübsche Dinge dort, die

Ihrer würdig sind, Zeichnungen von Lionardo, einen Velasquez, Affen und chinesische Ungetüme, Gobelins, dunkle, alte Möbel, viel bric à brac. Viele Bücher. Ich liebe Horaz und Stendhal und die Vorreden Voltaires, ich liebe Memoiren. Nur Grandseigneurs schrieben früher Memoiren, auch Casanova und der Göttliche Marquis sind sehr große Herren.

Ich habe eine alte Medaille mit dem Profil der Lukrezia Borgia, das Ihrem gleicht, sie hat glattgescheitelte Haare, ein vorwitziges und feines Näschen und das schwache und eigenwillige Kinn eines Kindes. Ein Buch hat Humboldt selbst meinem Urahn geschenkt, und man erzählt sich, daß der große Korse auf der Flucht von Warschau meine Großmutter geküßt hat. Ich liebe die Unglücklichen, die Besiegten, in der Literatur und in der Kunst auch. Selbst Lionardo hatte Verzicht geleistet, und nur plumpe Kärrner sterben im Vollbesitz ihres Ruhms und ihrer Kräfte, weil eben ihr Wollen ihr Können nie übertraf.

Ich will so vieles und bin doch dankbar, daß ich nur wollen und nie erreichen darf. Ich träume von Ihnen unter meinen abgestimmten und ausgewählten Sachen, ich bilde mir ein, Sie tragen ein grauseidenes Kleid mit Sträußen von kleinen Rosen darauf, es hat einen bauschenden, weiten Glockenrock und eine zum Umspannen zierliche Taille. Wir sprechen von feinen, heiteren und anmutigen Dingen, ich zeige Ihnen Watteau und einiges von Menzel, der wie König Friedrich ein Franzose war. Sie sind ein wenig Aubrey Beardsley und ein wenig Helena — er zeichnet eine solche Helena in seinem Novellenbruchstück: Unter dem Hügel. O Sie gefährliche, kleine Madonna, und ungefährliche, niedliche Spielpuppe! Ich habe Lust zu spielen, mich umschmeicheln und umfächeln zu lassen. Ein wenig Furcht habe ich. — Niemand soll hier sein, ich schicke jede Dienerschaft fort. Wir essen zusammen. Sie finden Blumen. Ich habe fünf Hunde und ein zahmes Käuzchen, das auf einer alten Standuhr hockt. Dies Käuzchen, Frau Minerva, möchte ich Ihnen schenken! Sie sollen einen Blumenstreifen der schönsten Stickerei von Beauvais haben und auf einem Stuhl sitzen, der mit uraltem Goldbrokat aus Florentiner Kirchenschreinen bezogen ist.

Von all diesen Kostbarkeiten verstehen Sie gar nichts, glaube ich, ich liebe die offenherzige und dumme Intelligenz Ihres Gesichtchens, den erstaunten Blick, einen kleinen Fehler, der Ihnen eigen ist, die Zunge unter die Lippe zu schieben. Ich bilde mir ein, daß Sie ein weißes Kätzchen mit rosaroten Pfötchen und rosarotem Schnäuzchen sind. Mehr sicher nicht! Sie bereiten mir herzinniges Vergnügen. Auch nicht mehr! Niemals nähme ich Sie für eine Tigerin. Sie lieben das Wohlleben, parfümierte Bäder und Sklavinnen, die Sie strählen und streicheln, Weintrauben lieben Sie, Pfirsiche und Feuersgefahr, die Erzählung von Grausamkeiten. Die Grausamkeit selbst lieben Sie nicht, Sie würden weinen. Und ich müßte lachen, wenn ich Ihr schmerzverzogenes, weinerliches, dummes Kleinkindergesicht sähe!

Ich tue Ihnen gewiß nicht weh. Aber kommen Sie! Sie werden alle guten Sachen essen, die Sie lieben. Sie dürfen lachen und stöbern und zwitschern. Ich bin der müde Weltfahrer, der auf dem Diwan liegt, sich am bunten Wundervögelchen freut.

Kolibris essen nicht in der Gefangenschaft, sie nehmen nicht einmal Honig, sondern verhungern. Geben Sie sich nie gefangen! Ich werde vielleicht versuchen Sie zu fangen, aber ich warne Sie vor meinem Zugreifen vorher. Sie sind gewarnt. Und nun kommen Sie sicher! A.

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

V. Roman im 19. Jahrhundert.

Welche Kräfte im Heimatsboden für den Dichter schlummern, die nur der Hacke und des Spatens warten, die die Scholle aufwirft, um ans Licht zu kommen, sich zu entfalten und aufzublühen zu aller Freude, das haben schon lange, ehe die literarische Mode der Neuzeit das Wort „Heimatkunst" prägte und es als ein künstlerisches Programm auf ihre Fahne schrieb, unsere Dichter gewußt und dies Wissen auch in Taten umgesetzt. Von den einst viel gelesenen und viel bewunderten, heute aber schon bedenklich verblaßten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs abgesehen sei hier nur des Schweizer Pfarrers Albert Bitzius gedacht, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf mit kräftigem Realismus und zugleich mit großem künstlerischen, nur gelegentlich durch moralisierende Tendenz etwas beeinträchtigtem, Gestaltungsvermögen vor allem in seinem Roman „Uli, der Knecht" Schweizer bäuerliche Welt und Menschen mit wundervoller runder Anschaulichkeit dargestellt hat.

Und ihm möchte ich hier gleich einen allerdings größeren, aber in seiner ganzen Art, im Holz, aus dem er geschnitzt ist, Gotthelf am meisten Verwandten, Peter Rosegger anreihen, der in seinen zahlreichen, aus seinem heimatlich-bäuerlichen Grund und Boden geschöpften Erzählungen, vor allem den 1875 zuerst erschienenen „Geschichten des Waldschulmeisters" mit einer eigentümlichen innigen Herzlichkeit, die sich mit Schalkhaftigkeit sehr gut verträgt, es verstanden hat, in unzählige müde Seelen und im Staube des Alltags seufzende Herzen eine fröhliche Ahnung von Wald- und Bergluft und eine erquickende Vorstellung von tapferem und einfältigem, gesundem Volkstum, das da in den Bergen zu Hause ist, zu erwecken. Er ist wohl unter den heute noch Lebenden derjenige Schriftsteller, der die meisten persönlichen Freunde im deutschen Haus hat.

Vor allem aber habe ich hier zwei im Sinn. Den Norddeutschen Theodor Storm und den Schweizer Gottfried Keller. — Storm hat uns eine Reihe von Novellen geschenkt, die sowohl ihrem Stimmungsgehalt wie ihrer Form nach zu den schönsten und vollendetsten ihrer Art gehören. Er ist kein großer Fabulist, er will nicht durch Erfindung und Erzählung außerordentlicher Begebenheiten den Leser in Spannung versetzen, noch durch die Schilderung außergewöhnlicher seelischer Konflikte, die Veranschaulichung abnormer, komplizierter Charaktere besondere Reize ausüben. Jedenfalls steht das bei ihm erst in zweiter Linie. Was er gibt, ist im wesentlichen, auch wenn er wie in den Novellen seines Alters gelegentlich den Schauplatz der Begebenheiten in eine heroisch-kriegerische Atmosphäre verlegt, und seinen Helden das Schwert in die Hand drückt, das Innenleben und die seelischen Verwicklungen von Menschen, die weder im Guten noch im Bösen über den Durchschnitt sich erheben, die höchstens durch eine zartere seelische Konstruktion für seelische Konflikte eine größere Angriffsfläche bieten und bei denen daher die Leidenschaften des Alltags, die robustere Naturen nur als wohltätige Unterbrechungen oder höchstens als nur vorübergehende Störungen ihres Gleichgewichts empfinden, eine den ganzen Menschen in seinen Grundfesten erschütternde, in vielen Fällen den körperlichen und seelischen Organismus zerstörende, vernichtende Wirkung ausüben. Diese Menschen aber und diese Konflikte weiß er mit einer suggestiven Kraft, einer Kunst, die die zartesten Farbentöne wie die kräftigsten Nuancen der Leidenschaft gleicherweise beherrscht, den Lesern in einer Weise nahe zu bringen, die vollkommene Illusion des Miterlebens erzwingt, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß alle Gestalten und Konflikte, die er schildert und an denen er uns teilnehmen läßt, in dem Boden wurzeln und die Luft atmen, in denen er selbst wurzelt und lebt. Er sieht sie in jedem Moment in einer landschaftlichen und kulturellen Um-

gebung, hört sie im Stimmklang, im Rhythmus der Rede, in Tonfärbungen ihrer Heimat, die zugleich seine Heimat ist. Und alles das fühlt auch der Leser bei jedem Wort, bei jeder Bewegung, bei jedem noch so flüchtig auftauchenden Landschaftsbild, das durch einen Vogelruf oder durch den Laut der fernen Brandung seine eigene Sprache erhält, ohne daß irgend eins dieser Elemente der „Heimatkunst" als bewußt und gewollt sich aufdrängte.

Von Storm zu Keller ist ein großer Schritt, nicht weil hinsichtlich ihres künstlerischen Wertes ein nennenswerter Abstand zwischen ihnen vorhanden wäre, sondern vor allem wegen der Verschiedenartigkeit ihrer Weltanschauung, ihrer Stellung zum Leben, die wieder auf die Art, wie sie ihre künstlerischen Probleme einstellen, zurückwirkt. Auch Keller ist ein Seher, dessen Auge in die verborgensten Falten zartester und seltsamster Vorgänge im Seelenleben seiner Helden und Heldinnen eindringt, und ein Künstler, dessen Hand das scheinbar Unfaßbare und Gestaltlose in die Form lebendigster Anschaulichkeit zwingt, und ein Poet, der dem Unausgesprochenen und Unaussprechbaren Sprache und Worte verleiht, die in dem Herzen des Lesers das freudige Echo des Verständnisses wachrufen. Auch er liebt es, wie Storm, sich seine Helden und Heldinnen mitten aus dem Leben des Alltags herauszugreifen und sie vor Aufgaben und Konflikte zu stellen, die an sich auch in der Regel sich nicht über die Atmosphäre der Konflikte des Alltags erheben, die ihren eigentlichen Reiz und ihre Bedeutung eben erst durch die aus der Fülle tiefster Erkenntnis der verborgensten Motive schöpfende Anschaulichkeit künstlerischer Darstellung erhalten. Aber der Schweizer Gottfried Keller ist nicht nur ein herzenskundiger Poet, sondern auch ein tatfreudiger und lehrfreudiger Mann, ein Mann, dem die Menschen, mit denen er in seinen Dichterträumen Zwiesprache hält, mehr sind, als vereinzelte interessante Objekte seiner Darstellungskunst, sondern der sie immer im Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft, der bürgerlich-staatlichen Gemeinschaft, deren Glieder sie sind, sieht und sie wertet nach dem, was sie an Kraft und Eigenart abgeben an die Gesellschaft, an die Gemeinschaft; welchen Nutzen, welchen Schaden dort sie stiften. Und je nachdem stellt er sich persönlich zu ihnen; die Drohnen und die Narren — wie etwa in den „drei gerechten Kammachern" oder den „Vertauschten Liebesbriefen" — überschüttet er, bei sichtlicher, rein künstlerischer Freude an den Formen und Aeußerungen ihrer Narrheit, mit Hohn und Spott, und reibt sich an ihnen mit einem gewissen grimmig-komischen Humor, an den Tüchtigen aber, den Echten, die sich durch Leichtsinn und Verschrobenheiten und Schrullen, durch tieftragische Verwicklungen hindurch arbeiten, hat er seine helle Freude, man fühlt, wie ihm das Herz lacht, wenn er so aus Kernholz ein Menschenkind herausarbeitet und rund und schön vor dem Leser aufbaut. Daß es keine blutlose, temperamentlose Idealgestalt, kein tendenzgeschwollener Musterknabe wird, dafür sorgt das scharfe Auge des Schalkes, der in dem Poeten steckt, und der mit größtem Behagen auch inmitten einer solchen poetischen Verklärung, die er einem seiner Helden oder Heldinnen zuteil werden läßt, auf ein bißchen Menschliches-Allzumenschliches, eine kleine liebenswürdige Schwäche oder Blöße, die aus den würdigen Falten des Feiergewands neckisch durchblitzt, mit unverkennbarem Behagen aufmerksam macht. Aus dieser Lebensperspektive ist vor allem seine wundervolle Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" erwachsen, in der er eine Gesellschaft von seltsamen Menschenkindern, die alle auf seinem Heimatboden gewachsen und die ihm alle auf seinen Heimatswegen als freundlich-belustigende oder ärgerlich-verdrießliche Erscheinungen begegnet sind, mit wundervoller Rundheit und Anschaulichkeit, mit heller Freudigkeit und mit reinem Behagen, mit schalkhaftem Humor, und zuweilen auch polterndem Zorn und Grimm, zusammenführt und an ihnen und ihren Schicksalen seinen Schweizer Landsleuten eine Reihe von nützlichen Wahrheiten über allerlei nationale Untugenden und Schwächen vordemonstriert.

Aus anderen Augen schaut der andere große Schweizer Dichter, den uns das 19. Jahrhundert geschenkt hat, Konrad Ferdinand

Meyer, auf sein Volk und in die Welt, und anders ist infolgedessen das Bild, unter dem sich ihm und er uns das Leben darstellt. Im Gegensatz zu Storm und Keller ist der erste Eindruck, den man von ihm empfängt, daß hier ein Mann zu uns spricht, der nicht aus den Erfahrungen und Empfindungen des Tages und der Zeit heraus gestaltet, sondern ein Mann, dessen Auge in die Ferne sieht, dessen Blick sinnend und fragend geruht hat auf Bildern und Gestalten der Vergangenheit, ein Poet, für den die Menschen auf alten Gemälden von Meisterhand eine persönliche Sprache haben, die nur er versteht, aber auch so versteht, als säße er mit ihnen am Tisch beim Wein oder ritte mit ihnen schwertumgürtet über Feld ins Morgenrot eines Schlachttages hinein, oder ratschlagte mit ihnen im dämmernden Rathaussaal vor pergamentenen Urkunden über Krieg und Frieden. Man fühlt, die Seele dieses Mannes ist angefüllt und durchtränkt, durchleuchtet von dem Abglanz gewaltiger Schönheit, gewaltiger Leidenschaften einer großen Vergangenheit. Aber das ist das Merkwürdige dabei, so stark sich diese Empfindung bei den ersten Seiten mitteilt, nicht einen Augenblick verliert man dabei das starke und freudige Gefühl, daß der Mann, der zu uns spricht, doch aus hellen Augen in seine Zeit hineinschaut, und mit tiefbewegter Seele ihre Leiden und ihre Freuden mit durchlebt und durchkämpft, daß ihm die Vergangenheit die freudige Losung gegeben hat für die Gegenwart und die Zukunft, und er, je tiefer und je inbrünstiger er sich in die Menschen und Konflikte der Vergangenheit versenkt, um so heller und klarer die eigene Zeit erfaßt und fühlt. Er ist wohl der einzige Dichter der Epoche des großen Krieges, der das, was an prunklosem, wortlosem Heldentum damals in den Gestalten Bismarcks, des alten Kaisers, Moltkes unter uns lebendig war, in seiner herben, strengen, tragischen Größe als Poet ganz gefaßt hat, und der in den Gestalten seiner Dichtung, die er aus den Schatten der Vergangenheit heraufbeschwor, die großen Menschen und die großen Konflikte der eigenen Zeit wiedererkannte. Und so sehen die herben und strengen, auf fremdem Boden — mit Vorliebe im Italien der Renaissancezeit — sich bewegenden Gestalten seiner Dichtung uns an wie Menschen unserer Tage, nicht wie Alltagsmenschen, wohl aber wie Menschen, in denen das Beste und Größte und Notwendigste, was wir in der Gegenwart und in der Zukunft brauchen, um als Weltmacht uns zu behaupten und als Kulturvolk zu wachsen, lebendig ist. Vor allem ist mir das Wort, das Meyer in seinem 1876 erschienenen Roman „Jürg Jenatsch“, den ich an erster Stelle jedem zu lesen rate, von seinem Helden sagen läßt, immer geradezu wie die Formel für Bismarck erschienen, einerlei ob er sich im Augenblick dessen bewußt gewesen ist: „Ein schwer zu beurteilender Charakter. In einem Stücke wenigstens überragt Georg Jenatsch unsere größten Zeitgenossen, in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“ Meyers Schwester erzählt uns von einer gemeinsamen Wanderung zu der Quelle des Vorderrheins, die aus tief verborgener Schlucht emporflutet, deren Wände ein wunderbares Echo geben. An einem Sommertag anfangs der siebziger Jahre standen sie oben und nachdenklich schaute der Dichter in die dunkle Tiefe der Rheinquelle. Als der Begleiter ihn aufforderte, das Echo zu wecken, rief er mit voller Stimme „Bismarck“ hinab. Das war für ihn nicht ein Wort und Name wie andere, sondern daß er diesen Namen an dieser Stelle nannte, war eine symbolische Kundgebung, zu der ihn sein Herz drängte, und die man in ihrem tiefen Sinn versteht, wenn man weiß, daß Meyer von dem großen Jahr 1870, dem Jahre der deutschen Einigung, seine innere Zusammengehörigkeit mit Deutschland datierte, daß er von da an, unbeschadet seines ausgeprägten schweizerischen Stammbewußtseins sich als Deutscher fühlte. Aber es entsprach durchaus der keuschen Innerlichkeit seines Wesens, daß diese neu erwachte Vaterlandsliebe, ebenso wie sein starkes Heimatsgefühl, sich nach innen kehrte, daß es nur selten wie in der ersten Frucht jenes Wandels, der Dichtung „Huttens letzte Tage“

und wie in der eben geschilderten Situation sich in Worten Luft machte. Die Flamme schlug nach innen und entzündete dort ein heiliges Feuer, das nur im Widerschein seiner Dichtung offenbar wurde. Wie er selbst einmal von sich gesagt hat:

„Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch.
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

Von einer solchen stillen, tief im Herzen gehegten Heimatsliebe und von einem daraus hervorwachsenden übermächtigen Drang, dies Gefühl nicht in Worten, sondern in Gestalten zum Ausdruck zu bringen, zeugt auch die Dichtung des auf märkischem Boden aufgewachsenen, aus einer französischen Emigrantenfamilie stammenden Theodor Fontane, der mit seinem wundervollen in den Jahren 1862—81 erschienenen Buche: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zuerst von einer Heimatliebe für die karge und herbe Schönheit der als „Sandbüchse des heiligen römischen Reichs" verschrienen Mark Brandenburg Zeugnis ablegte, die, wie er selbst erzählt, plötzlich in der Fremde in ihm zum Durchbruch gekommen war. Ein Buch, in dem in glücklichster Weise Schärfe der Beobachtung, feine Witterung für historische Zusammenhänge und eine — je nachdem es der Gegenstand erfordert — zwischen dem Plauderton des Touristen und dem sachkundigen Bericht des aufbauenden Historikers hin und her spielende Darstellungsweise sich zu einem Kunstwerk von bleibendem Wert vereinigen. In Gegend und Stoffen begegnet er sich hier häufig mit Wilibald Alexis, der ja zuerst eigentlich von märkischem Wesen und märkischer Landschaft als Dichter Kunde gegeben. Es war daher kein Wunder, daß Fontane, als er zuerst Mitte der siebziger Jahre mit seinem Roman „Vor dem Sturm" aus einem Finder sich in einen Erfinder verwandelte, sich zunächst seine Stoffe aus diesem Boden und seine Helden aus den einstigen Bewohnern jener märkischen Herrensitze suchte, mit deren Schicksalen er vertraut war wie kein zweiter. Schon manche seiner Wanderungen liest sich wie eine Novelle. Nun kam er zunächst mit Romanen, in denen er alles, was er auf den Wanderungen eingesammelt, verwertete; Romanen, die Konflikte und Menschen um 1800 behandeln. Auf diesem Wege fortschreitend hat er in den nächstfolgenden Jahren auch eine Reihe von Novellen auf historischem Hintergrunde veröffentlicht, von denen „Grete Minde" und „Schach von Wuthenow", ersteres im 16. Jahrhundert, letzteres 1806—07 spielend, zu den vornehmsten und kräftigsten ihrer Art gehören. Beide haben auch das miteinander gemein, daß in ihnen ein soziologisches Problem, eine Frage der Geschichte der modernen Gesellschaftsentwicklung an einer als Zeittypus aufgefaßten, aber durchaus individuell beseelten Gestalt veranschaulicht ist. Als aber der „Schach von Wuthenow" erschien, hatten diese Stoffe und Formen bereits für ihn den Hauptreiz verloren, hatte sich im Dichter zum zweitenmal ein eigentümlicher Wandlungsprozeß vollzogen, auf den seine ganze Natur hindrängte, und der zugleich in ihm durch die allgemeine literarische Bewegung wohl beschleunigt worden war. Im Schlußwort (resp. Vorwort) zur ersten Auflage der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", wo er über die Entstehung des Buches berichtet, da betont er auch gewisse Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Ausführung seiner Idee entgegengestellt hätten, weil er sich bewußt wäre, der Fülle der sich bei diesem Wandern aufdrängenden Eindrücke nicht mit genügender Naivität und mit der Selbstlosigkeit entgegengetreten zu sein, die der Stoff verlangte.

Es war ein naturnotwendiger, jedenfalls psychologischer verständlicher Vorgang, daß für diesen Mann, der mit einer solchen Liebe, einem solchen Respekt in das unretouchierte Bild von Land und Leuten, das sich ihm an den Toren von Berlin bot, sich hineinsah, auch als Dichter die Aufgabe mehr und mehr lockend erscheinen mußte, das Bild der Gesellschaft, in der er lebte, so treu und so lebendig, so scharf und so ursprünglich zu fassen und wiederzugeben, wie mit seinen Kräften und Sinnen

nur ihm möglich war. In dem Maße aber als seine dichterische Aufgabe sich ihm so immer klarer und deutlicher darzustellen begann, mußten ihm die Formen, deren er sich bisher bedient, als ungeeignet, als eine Fessel erscheinen. Der Reiz unberührter Stoffe und einer ganz unabgenutzten Technik wirkte mit dämonischer Gewalt, und das Beispiel Emil Zolas, der seit der Mitte der siebziger Jahre das Interesse der literarischen Kreise Deutschlands mehr und mehr zu fesseln begann, und die durch dies Beispiel eröffnete Bewegungsfreiheit auf einem erweiterten Stoffgebiet, die Zufuhr neuer Probleme, die Verjüngung alter, in der bisherigen konventionellen Behandlung erstarrter und scheinbar verbrauchter Motive, alle diese literarischen Anregungselemente und Gärungskeime, von denen die literarische Atmosphäre in Deutschland um 1880 durchtränkt war, Alles das kam offenbar zusammen, um des damals 63jährigen Fontane dichterische Entwicklung in neue Bahnen zu drängen, die sich mit der von der jüngsten Jugend jener Tage eingeschlagenen Bahn kreuzen mußte. Aber ein geschworener Vertreter des „Naturalismus" ist er nie gewesen. Ich male die Welt, wie ich sie sehe, ich schildere die Menschen, wie ich sie finde, ich will keine Leidenschaften erregen, ich will keine Sympathien erwecken. Rechtet darum nicht mit meinen Menschen, rechtet nicht mit den Konflikten, in denen sie erscheinen, mit den Motiven, aus denen sie handeln. Ich gebe sie euch preis, vom Standpunkt der Moral und der Aesthetik, trotzdem ich weder der einen noch der andern absichtlich zu nahe treten will, nur innerlich wahr sollen sie sein, durch nichts anderes wirken als durch ihre Wahrheit! Das ist, nicht theoretisch verfochten, sondern in Taten umgesetzt, das Programm des Romandichters Fontane seit 1880, in den letzten eineinhalb Jahrzehnten seines Lebens.

Aber damit allein wäre wenig getan, auch in seiner Durchführung würde dies Programm an und für sich nur die Ehrlichkeit und den guten Willen des Verfassers bekunden, wenn es nicht getragen und beseelt würde von einer dichterischen Persönlichkeit, die das Stück Natur, das sie vor uns ausbreitet, aufgefaßt und gesehen hat mit dem Organ, das den Beobachter zum Künstler macht, dem künstlerischen Temperament. Der oberflächliche Leser und vor allem der, der mit dem Wort „Temperament" unwillkürlich die Vorstellung von jugendlichem Ungestüm und von Leidenschaft und Tatendrang verbindet, wird vielleicht gerade bei Fontane zunächst wenig zu spüren meinen. Denn tatsächlich handelt es sich bei ihm um hundertmal bereits behandelte Typen (Frau Jenny Treibel) und fast bedenklich verschlissene Motive (L'Adultera) und von einer neuen Weltanschauung von jugendlich revolutionärem Freiheitsdrang ist erst recht keine Spur. Aber Temperament in unserem Sinne bedeutet ja auch etwas anderes: Kraft der Beseelung und diese besitzt Fontane wie wenige. Wie aus dem tiefen abgeklärten Frieden eines goldenen Herbsttages spricht die Seele des Dichters in „Effi Briest" und erzählt uns von Jugendsonne und Menschenschuld und Menschenleid und von Weisheit und Frieden des Alters, reiner Güte voll, die, jung geblieben, das Schicksal und die Kämpfe im Herzen hegt und trägt, die mit verstehendem Blick in ein qualverstörtes junges Menschenauge sich senkt und mit weicher Hand über die vom Sturm der Leidenschaft zerzausten Jugendlocken streift. Wer von „Effi Briest" auf den letzten Seiten Abschied nimmt, dem wird zumute sein, in dieser Erzählung von bitterem Herzeleid einer jungen Menschenseele eine Offenbarung von reiner Menschengüte, von abgeklärter Schönheit und von einer tiefen Wahrheit und Ehrlichkeit empfangen zu haben. Und wer auf den Schlußseiten des letzten Romans „Der Stechlin" das Kapitel liest, in dem der alte prächtige Dubslav von Stechlin, der Zeitgenosse des alten Kaisers Wilhelm, die Augen, die mit ironisch-skeptischem Blick auf der neuen Zeit und ihren Männern so manches Mal geruht haben, schließt zur ewigen Ruhe, der wird nicht ohne tiefste innerste Erregung und mit dem Gefühl eines persönlichen Anteils und Verlustes die tiefe Symbolik der letzten Szene empfinden, nicht nur für das Leben Stechlin, sondern auch für das Werk seines Schöpfers.

Herr Müller.

Aber Müller! Aber Müller!
Redeschwinger! Spaltenfüller!
Ach, mir scheint, du tatest schlecht.
Erst den Gröber aufzuhetzen,
dann ihn selber zu verpetzen, —
Müller, sag mal, war das recht?

Schornalisten, jüdisch, arisch,
alle schrieben solidarisch
keine Zeile voller Mut;
bis der Gröber die Kollegen
bat um den Verzeihungssegen. —
Müller, sag mal, war das gut?

Deinen Streikern sagt' er garnischt.
Einer ward hinausgeharnischt,
denn er brauste mit im Föhn.
Nie wirst, Müller, du aus Meiningen,
dich von dieser Schuldtat reiningen.
Müller, sag mal, ist das schön? —

Siehste, Müller! Siehste, Müller!
Liberaler Freiheitsbrüller!
So brennt an der grünste Kohl.
Gröber war der stärkere Ringer, —
aber du hast dreckige Finger. —
Müller, ist dir dabei wohl?!

J. Diot.

Herr Meyer.

Herr Meyer spricht zum Professor Schott:
„Wie schön gelang doch — o Gott, o Gott! —
Ihrem Meißel und sonstigem Gerät
die Statue seiner Majestät.
Wie klebt der Schnurrbart am marmornen Kopf!
Wie sträubt sich der Allongezopf!
Der Rücken! Der Säbel! Das Auge! Das Knie!
Herr Professor, (sagt Meyer), Sie sind ein
Genie!"
Besonders bezaubert Herrn Meyer ganz
auf der Perücke der Lorbeerkranz,
und mit noch höherem Genuß
betrachtet er staunend den Herrscherfuß.
Dem gab der Professor — o, tiefes Symbol! —
einen ganzen Erdball als Ruhekonsol! . . .
Es drückt dem Professor die Hand Herr Meyer
und äußert, aufs höchste befriedigt sei er:
„Ich bin überzeugt, verehrter Herr Schott,
mit solchem Standbild — o Gott, o Gott! —,
zur Hälfte romanisch, zur Hälfte Rokokko,
bezwingen wir Polen sowohl wie Marokko."

J. Diot.

Letzte Nachrichten.

„Frühjahr 1905. Seine Majestät, der Kaiser in Tanger. Durch die europäische Presse geht die Nachricht von einer Rede, die der Kaiser auf marokkanischem Boden gehalten haben sollte. Ein paar Sätze: ‚Deutschland hat große Handelsinteressen in Marokko. Den Handel, der einen erfreulichen Aufschwung zeigt, werde ich fördern und schützen und deshalb für volle Gleichberechtigung mit allen Mächten sorgen, was nur bei Souveränität des Sultans und Unabhängigkeit des Landes möglich ist. Beides ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit. Was Deutschland in Marokko vornimmt, wird ausschließlich mit dem souveränen Sultan verhandelt.' Auch wenn es nicht der erste April gewesen wäre, an dem der angebliche Wortlaut der kaiserlichen Ansprache in der Presse erschien, war der Meldung keine große Glaubwürdigkeit beizumessen. Die Ereignisse der letzten Monate müssen nun auch dem einsichtlosesten Leser die Gewißheit verschafft haben, daß die Worte niemals gesprochen worden sind. Und schon darum können wir uns der Entwicklung der Dinge freuen, die sich in Marokko momentan vollzieht." (Aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 1. April 1908.)

*

Zwischen Sansibar und dem Viktoria Njanza ist ein Roter Radlerorden zweiter Klasse und eine weiße Weste verloren gegangen. Der ehrliche Finder wird ersucht, sie sub Vorschuß an den ehrlichen Verlierer zurückzusenden.

*

Unter den Linden (zwischen Schloß und Ecke Wilhelmstraße) sind ein Geradhalter und verschiedene gute Gedanken abhanden gekommen. Gegen Belohnung abzugeben beim zuständigen Portier.

*

Die von dem Fürsten Philipp zu Eulenburg im Gerichtssaal aufgestellte Behauptung, daß er in den letzten Jahren keine Politik mehr getrieben habe, ist von verschiedenen Seiten aus angezweifelt worden. Wie wir erfahren, wurde ein Denunziationsversuch von der Behörde mit der Begründung refusirt, es sei die Frage nicht abzuweisen, ob wir seit dem Jahre 1890 überhaupt noch Politik getrieben haben.

*

Die von sensationshungrigen Reportern verbreitete Nachricht, in Venedig seien ein paar Illusionen über Bord gefallen, erweist sich als unwahr. Es war lediglich der Herr General von Hülsen-Häseler; und der konnte alsbald wieder gerettet werden.

*

Seine Excellenz, der Geheime Rath und Professor, Doktor Robert Koch hat neulich im Reichstag über die Schlafkrankheit und deren Bekämpfung gesprochen.

K. S.

Theater.

Lessing-Theater: „Der Teufel" von Franz Molnar. Ich will hier ganz kurz von Reinhardts letztem Erfolge sprechen. Dem ersten vielleicht, den auch seine Gegner bedingungslos anerkennen: Vom Niedergange Brahms. Nach seinen Ibsengaben gewiß ein kühnes Wort. Aber gerade diese Leistungen machen es jedem, der Brahm liebt, zur Pflicht, rücksichtslos zu bekennen, wie unwürdig ein Mann von seiner Begabung handelt, wenn er so weit sein künstlerisches Gewissen verleugnet und diesen Reißer seinen an Ibsen und Hauptmann gewöhnten Schauspielern zumutet. Das Berliner Theater-Publikum natürlich fühlt sich bei Mikoschwitzen behaglicher als bei Ibsenproblemen. Dieser talentvolle, mit allen Teufeln gehetzte, technisch gewandte Ungar verkündete schon vor seinem lauten Erfolge urbi et orbi den Beginn des Durchbruchs ungarischer Kunst. Stärkere noch als er wirkten in Ungarn; ihre Zeit werde kommen; sie sei nicht fern.

Wir haben das Wort des fremden Propheten vernommen. Noch aber haben wir im eigenen Lande Dichter, deren Wort wir mit größerer Andacht lauschen, deren Werke, mehr innerlich und weniger raffiniert, deutlich den Weg weisen, auf dem die Erfüllung liegt. Wir danken für diese ungarische Kost!

Wieviel wohltuender als dieser Erfolg Molnars war im vorigen Jahre der — wenn auch mißglückte — Versuch Eulenberg, um wieviel innerlicher war die Teilnahme an dem Schicksal eines Dichters, dessen Zeit kommen wird, und den in seinen Anfängen erkannt und unterstützt zu haben für Brahm verdienstvoller bleibt, als dieser äußerliche Erfolg. Ein Erfolg der Kasse auf Kosten des Renommees. So groß dies Renommee mit Recht ist, Brahm möge es bei diesem einen Seitensprung bewenden lassen. A. L.

Rochette.

Während die Börsen aller Industrieländer sich im Zustande allmählicher Heilung befinden, kracht und kriselt es in der Industrie und im Handel immer weiter. Und immer deutlicher tritt hervor, was schon vor Monaten vorausgesagt werden konnte: es sind nicht die großen Unternehmungen, die den Hauch des Frühlings nicht mehr zu spüren bekommen, sondern die kleinen, dem eigentlichen Finanzgetriebe ferner stehenden Existenzen müssen diesmal dem Verjüngungsprozeß den Tribut zahlen. Nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stürzten angesehene Banken, wenn auch selbst dort von den Faiseuren der Trustsippe kein Bedeutender versehrt wurde. Der deutsche Konjunkturrückgang wird (heute kann man es schon mit größerer Sicherheit prognostizieren) wahrscheinlich vorübergehen, ohne ein einziges Aktienunternehmen zu Fall gebracht zu haben. Haller, Söhle, Eberbach und Friedberg bleiben die wichtigsten Opfer. Aus England hat man von Aufsehen erregenden Insolvenzen nichts zu hören bekommen; ein Zeichen für die glänzende wirtschaftliche Schulung im Mutterlande des Kapitalismus. Frankreich hat nun nach einer Reihe kleinerer Zusammenbrüche ebenfalls seinen „Krach", Paris die Sensation, die dem noch immer nach Neuigkeiten dürstenden Volk so notwendig ist wie das tägliche Brot. Herr Henri Rochette beschäftigt seit einer Woche die französischen Blätter und wird in Wort und Bild wie ein Held gefeiert. Seine Verhaftung; wie die Menge ihm Blumensträuße überreicht; wie die Aktionäre ihm zujubeln: das wird in allen Einzelheiten geschildert. Und dennoch ein Schwindler; einer, der die Notgroschen der Armen an sich riß und vergeudete?

Man hat Herrn Rochette mit Siegmund Friedberg verglichen, und es läßt sich nicht leugnen, daß er, auf den ersten Blick betrachtet, mit ihm manche Aehnlichkeit besitzt. Beide stehen im Alter von etwa 30 Jahren (wie Eberbach; die Krisis der Dreißigjährigen), beide haben es verstanden, ohne über eigenes Vermögen zu verfügen, Millionen von Spargeldern in ihre Hände zu bringen, und Hunderte von denen, die von der Aussicht auf mühelosen Gewinn berauscht, sich täuschen lassen, an ihr zweifelhaftes Dasein zu ketten. In Paris wie in Berlin haben die Börsenmagnaten erklärt, mit dem Fall nichts zu tun zu haben; Herr Friedberg ward an der Börse nur selten gesehen und konnte dort niemals Vertrauen erwecken, die Werte des Herrn Rochette wurden nur in der Coulisse, einer Privatbörse der Pariser Bankiers, gehandelt und sind auch dort nicht einmal offiziell notiert worden. Und ähnlich wie der „Verein für die Interessen der Berliner Fondsbörse", so hat in Paris „la chambre syndicale des banquiers en valeurs au comptant" erklärt, daß die Werte des Herrn Rochette niemals in ihrem Kurszettel zur Notiz gelangten. Nur ein Unterschied; im Berliner Moulin Rouge war Herr Friedberg ein gern gesehener Gast; sein würdiger Kollege war im Pariser Mutterinstitut (von dem das hiesige kaum mehr als den Namen übernommen hat) kaum bekannt. Wenigstens wurde in den französischen Blättern nichts darüber berichtet; über seinen Lebenswandel wurde nur gesagt, daß er 7500 Frcs. Miete zahlte und seine Frau in Biarritz wohnte. Wäre es anders gewesen, die Presse würde es gewiß nicht verschwiegen

haben. In dieser Beziehung war ihm Herr Friedberg also sicherlich überlegen.

Doch auch in anderer Beziehung unterschied sich Rochette in wesentlichen Punkten von Friedberg. Der hatte, als er nach Berlin kam, in dem Beruf des Bankiers schon eine recht trübe Vergangenheit; Rochette, der einst das ehrliche Handwerk eines Friseurgehilfen erlernt hatte, den Beruf dann mit dem eines Hoteldieners vertauschte (der frühere Chef hat ihm das Zeugnis eines schlauen und listigen Burschen ausgestellt) und schließlich in einer kaufmännischen Schule das Bankgewerbe erlernte, hatte sein Ansehen doch wenigstens bisher nicht durch unredliche Handlungen befleckt. Im Lande des Napoleon braucht einer doch auch zum Handwerk des Bankiers nicht die Vergangenheit des Patriziers. Und darum gelang es ihm auch, Senatoren, Kammermitglieder und hohe Staatsbeamte für seine Gründungen zu gewinnen, sie gegen hohe Gehälter zu Direktoren und Mitglieder des Verwaltungsrats seiner Unternehmungen zu machen. Neidisch wird Herr Friedberg aus der Stille seines Verstecks von den glänzenden Erfolgen lesen, die Rochette erzielt hat. So nützliche Beziehungen hat er doch niemals anzuknüpfen vermocht; wir leben eben im Lande der Familientradition.

Gerade aber weil sich in wichtigen Punkten ein Vergleich zwischen den beiden Gründern aufdrängt, die beim Eintritt in das Mannesalter gestrauchelt sind, ist die Frage interessant, wie derartige Affären in Frankreich und wie sie in Deutschland behandelt werden. Die französischen Blätter haben spaltenlange Artikel über den „Krach Rochette" veröffentlicht, aber nirgends kann man sich einen genauen Ueberblick darüber verschaffen, auf Grund welcher Anschuldigungen der Mann eigentlich verhaftet worden ist. Wir hören nur, daß er den Kurs der Aktien des Petit Journal herabdrücken wollte, um sich die Majorität der Aktien zu verschaffen und so die Gegnerschaft dieses Blattes zu beseitigen. Zu diesem Zweck soll er Zirkulare versendet haben, in denen er die Aktiengesellschaft diskreditierte. Dann wurde er des Diebstahls an einem Patent bezichtigt; aber soweit man aus den Zeitungen ersehen kann, handelte es sich hierbei um ein Geschäftsmanöver, wie es, in ähnlicher Weise, leider auch bei uns nur allzu häufig gemacht wird. Es handelte sich um einen Wasserzähler, der von dem Ingenieur Gadot erfunden worden war und von der zu diesem Zweck gegründeten Union franco-belge fabriziert werden sollte. Der Erfinder wurde als Direktor engagiert; da aber Rochette mit der Herstellung des Wasserzählers zögerte, machte ihm Gadot Vorwürfe. Darauf entließ er den Erfinder, aber das Patent blieb im Besitz der Gesellschaft. Wenn gegen den Gründer nichts anderes vorgelegen hätte als dieser „Diebstahl" (der nur allzusehr an die berühmten Patentverwertungen der Elektrizitätsgesellschaften bei Erfindungen ihrer Angestellten erinnert), und wenn nur der Vorwurf der Kursbeeinflussung gegen die Aktien des Petit Journal übrig bliebe, wüßte man in der Tat nicht, warum der Justizminister ihn verhaften ließ. Was in der französischen Presse sonst noch über Herrn Rochette zu lesen steht, gewährt keinen Ueberblick über seine geschäftlichen Manipulationen. Doch es zeigt sich, daß die Affäre erheblich aufgebauscht worden ist. Erst hieß es, eine Summe von 200 Millionen Francs sei durch die Rochetteschen Gründungen verloren worden. Nun sind diese 200 Millionen schon auf 80 Millionen herabgesunken, und etwa 20 Millionen Francs sollen an barem Kassenbestand in den Tresors gefunden worden sein. Dabei hat man noch nicht einmal festgestellt, wieviel in den Kassen der Filialen, die in ganz Frankreich zerstreut liegen, vorhanden sind. Bei uns kann gegen die gewissenlosesten Schwindler öffentlich Front gemacht werden, ohne daß die Staatsanwaltschaft gegen sie einschreitet. Und ist ein Finanzkrach eingetreten, so befinden sich die Herren meist schon in Sicherheit. Aber bei der Aufstellung des Status zeigt sich dafür, daß die Passiven weit größer, die Aktiven kleiner sind als man vorher geglaubt hatte. Noch soll nicht behauptet werden, daß die französische Regierung, wie ein großer Teil der Pariser Presse annimmt, einen Mißgriff getan hat. Das Volk von den faulen Gründungen des Herrn Rochette in Zukunft befreit zu haben, kann keineswegs schaden. Und wenn man genau hinsieht, wird er irgendwo eine Uebertretung der Gesetze schon begangen haben. Nur darf man, wie es in Frankreich und Deutschland geschieht, die Dinge nicht übertreiben. Recht interessant scheint mir auch ein Vergleich der französischen mit den deutschen Aktionären zu sein. In den Aktionär-Versammlungen der Rochetteschen Gründungen, die sofort einberufen wurden, hat man sich auf die Seite des Verhafteten gestellt. Bei uns vergehen einige Wochen, bis die Aktionäre ihre Rechte wahrzunehmen beginnen, und wenn die Banken nicht über einen großen Aktienbesitz verfügen, wird die Versammlung kaum beschlußfähig. Einige Schreier bringen im günstigsten Falle Dinge zur Sprache, die mit der Sache sehr wenig zu tun haben, und sind beruhigt, wenn die Verwaltung ihnen sagt, daß sie „im Geschäftsinteresse" keine Auskunft geben könne. Die Millionenverluste der Admiralsgartenbadgesellschaft wurden von der Generalversammlung selbst ohne eine einzige

Anfrage hingenommen; und die Geschädigten ließen sich von geschickten Juristen ruhigen Blutes sagen, daß eine Diskussion über die Verfehlungen des Eberbach nicht angängig sei, weil sie (in Unkenntnis der formalen Bestimmungen) nicht schon beim ersten Punkt der Tagesordnung vorgebracht wurden. Und in der Generalversammlung des Kaiserhofes war es nicht viel besser; nur ein paar frühere Aufsichtsratsmitglieder verlangten „Auskunft". Wochenlang können die Handelsblätter Aktionäre auffordern, ihre Rechte energisch wahrzunehmen; aber in den Versammlungen bleibt es meistens still. Den Kritikern erscheint es schließlich fast nutzlos, an das Verständnis der Aktionäre zu appellieren, und wenn es arg kommt, genügt der Vorwand der Verwaltung, die Diskussion schade der Gesellschaft, um die Redseligsten zu eisigem Schweigen zu bringen. Eine temperamentlose Menge, ebenso gleichgültig wie die Massen im politischen Kampf.

Und dennoch sehen wir in einem Punkte eine gravierende Aehnlichkeit: nämlich in der leichten Art, wie die Verluste ertragen werden. Davon hat das französische Rentnervolk nicht erst jetzt den ersten, auch in der Ferne sichtbaren Beweis geliefert. Es hat selten an Börsenpapieren, Gründungsmanövern und Spekulationsschwindeleien so viel Geld verloren, wie in den letzten Jahren. Selbst der Rückgang der russischen Renten hat die französischen Besitzer nur in ganz geringem Maße zum Verkauf ihrer Werte bestimmen können; sonst wäre die Panik in diesen Werten weit größer gewesen. Und die Verluste, die der „Zuckerkönig" Jaluzot den französischen Kleinkapitalisten beigebracht hatte, wurden ebenso rasch vergessen, wie die verfehlten Minenspekulationen. Was in Deutschland nur Indolenz bedeutet, mag in Frankreich auf den Reichtum seiner Bewohner zurückzuführen sein. Die äußere Wirkung ist dieselbe. Trotzdem kann man wohl bescheiden die Erwartung aussprechen, daß gerade Frankreichs Bevölkerung sich energischer zur Wehr setzen wird, wenn die Anzahl der Kapitalverluste sich weiterhin mehrt. Vielleicht wird man sich dann auch dort einmal die Frage vorlegen, inwieweit die Presse die Schuld an den Vorkommnissen trägt. Trotzdem der Handelspresse nicht wie bei uns durch Strafgesetzparagraphen und nicht wie in England durch die (noch schlimmere) zivilrechtliche Haftung enge Fesseln auferlegt sind, mangelt es in Frankreich merkwürdigerweise an einer ergiebigen Finanzkritik. Die großen Tageszeitungen, die dort von den wenigen Inseraten bekanntlich nicht leben können, sind auf die Subventionen der Banken angewiesen. Die Abhängigkeit ist darum weit größer, als die unserer Inseratenplantagen. Und die finanziellen Wochenschriften befassen sich in der Hauptsache mit volkswirtschaftlichen Abhandlungen allgemeinerer Natur und sind, ihrem gesamten Inhalte nach, nicht für die Masse der kleinen Kapitalisten bestimmt.

Herrn Rochette fehlte der Einfluß auf die große Tagespresse. Ihm dienten nur zwei Wochenschriften. Darum wollte er auch die Aktien des im Volke so beliebten „Petit Journal" erwerben. Wäre es ihm gelungen, wer weiß, ob er jetzt nötig hätte, in der Nachbarschaft des Herrn Lemoine die Tage seiner Jugend zu verbringen. Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Witzel, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonderprospekt der **Akt.-Ges. für Anilin-Fabrikation Berlin SO. 36**, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Fernsprech-Anschluss: 169

Telegramm-Adresse: Hofl. Happe Hannover

AUGUST HAPPE

HANNOVER — HOFLIEFERANT — GEGR. 1770

Lieferant zahlreicher höfischer u. herrschaftlicher Küchen, sowie vieler erstklassiger Hotels u. Restaurants des In- u. Auslandes

FLEISCH-, WURST- UND RAUCHWAREN-FABRIK MIT DAMPFBETRIEB

Spezial-Versand-Geschäft für Mast-Ochsenfleisch, Hannov. Mast-Kalbfleisch, Engl. Mast-Lammfleisch (South-down-race) in nur erster Qualität zu jeder Jahreszeit unter Garantie guter Ankunft

empfiehlt speziell zum Osterfeste: **Braten von Mast-Sauglämmern** der South-down-race. Das Feinste, was es gibt.